



der fahrende skolast:
südtiroler hochschülerzeitung, bozen
dezember 1967 12. jahrgang nummer 3

skolast

Allen Kolleginnen und Kollegen sei es geklagt, wir haben in letzter Zeit wieder vier Menschen ins Grab geleitet. Immer wieder treffen die SH diese traurigen Nachrichten, daß aus vollem Leben uns Freunde genommen werden.

Herbert Mathä ertrinkt im Montiggler See.

Nach einem Jagdunfall ist es Willi Egger, den man tot nach Hause bringt.

Dr. Elmar Gasser wird von einer bösartigen Krankheit aus dem Leben gerissen.

Wir nehmen tiefen Anteil an Schmerz unseres Herrn Lanziner, der unser Bozner Sekretariat führt und vor kurzem seine durch Krankheit geschwächte Frau verloren hat.

Spalte des Pressereferenten

Diese Nummer ist von Franz Lanthaler, unserem scheidenden Pressereferenten, vorbereitet worden. Seit Wochen wartet er jedoch darauf, das Ehrenkleid der Nation überstülpen zu dürfen. Somit ist es für ihn unmöglich gewesen, auf Termine mit Mitarbeitern und Druckerei einzugehen. Dabei hat er mir die weitere Vorbereitung unserer Zeitschrift anvertraut.

Die Beiträge dieses Heftes, soweit sie Zeitprobleme beinhalten, wollen nicht absolute Wahrheit beanspruchen. Es handelt sich um Fragen, die uns die Autorität nicht zu beantworten vermag. So ist auch die „braune“ Vergangenheit von unserer ältesten Generation noch nicht bewältigt worden. Und zu berechtigten Vorwürfen schweigen wir nur zu gerne. Es kommt nun die jüngere Generation ins Gespräch, sie weicht nicht aus und findet, weil selbst unbelastet, in ehrlicher Auseinandersetzung viel Positives. Nur in diesem Sinne will der hervorragende Artikel von Hans Rink gelöst werden. Der Skolast war bis vor kurzem leider das einzige Forum für solche Auseinandersetzung.

Wir wollen uns in Südtirol um ein neues Selbstverständnis bemühen. Es wird dies immer lauter gefordert. Beginnend bei unseren Erziehungsproblemen bis zur Auseinandersetzung darüber, welchen Platz unsere großen Traditionswerte einnehmen, bemühen wir uns um die Erkenntnis, daß Kultur nicht statisch bleiben darf, sondern daß mit der Weitergabe kultureller Werte stets neues Bemühen und Weiterschreiten erforderlich sind. Auf keinen Fall dürfen wir Menschen mit dem Blick nach rückwärts bleiben, sondern wir wollen einen Beitrag leisten zur Formung unserer Zukunft.

Was Hans Wirtz uns zu sagen hat, stammt aus einer anerkannten Feder. Kommt die Frage unserer Beziehung ins Gespräch, wir begrüßen es ein Gespräch um die Weiterentwicklung und um neue Gesichtspunkte. Es ist eine Frage, die uns alle berührt.

Hans Notdurfter

Zum Titelbild

Aquarell von Irmaud Mair, Bozen, genannt „Wagnerkopf“. Sommerakademie der Bildenden Künste, Salzburg 1966.

Inhalt

Irmaud Mair, Titelbild	1
Hans Notdurfter, Spalte des Pressereferenten	2
Hans Wirtz, Sexuelle Erziehung als Vorform der Ehe	3
Ingeborg Jenewein, Foto	4
Alexander Langer, Nihil de nobis sine nobis	6
Hans Notdurfter, Eine Berlinfahrt	7
Trude Saltuari, Karikaturen	7
G. Plangg, Wert und Gestalt des Ladinischen	8
Pepi Zelger, Karin Laimböck	16
M. Perrez, G. Posch und P. Zelger, Gespräch mit Dozent Samsonov, einem sowjetrussischen Wissenschaftler	13
Hans Rink, Die deutschen Katholiken und die jüngste Vergangenheit	14
Joachim Bonell, Vietnam 1967	17
Die Eule blinzelt	17
Hilke Strobl, Das Kinderdorf in Brixen	18
Günter Posch, Gernot Pelger	20
Michael Katz und Adib-Habil, Zum Nahostkonflikt	21
H. Ladurner und W. M. König, Interview mit Marian Tumlir	22
Promotionen	25
Hans Lunger, Eine Universität für Bozen!	26
SH-Nachrichten	29
Günter Posch, Buchbesprechung	29
B. Wässer und G. Zwanzig, Leserbriefe	30
Statistik der Südtiroler Hochschülerschaft	31
Wilhelm Egger, Schriftbetrachtung: Plak f. 16—20	31

Sexuelle Erziehung als Vor-form der Ehe

Von Hans Wirtz, Meran

Hans Wirtz ist Psychologe und Lehrtheologe. Bekannt geworden ist er durch seine Bücher in Sonderschulen durch viele Vorträge, die meist kirchliches und Erziehungsbereich betreffen. Von diesem Werk ist dieser Artikel betreffend, seien genannt: Vom Kros zur Ehe. Die naturgöttliche Lebensgemeinschaft. Typus 1933 (mitbearbeitete Auflage) 2. Gebändes (oben). Zwischen 16. und 25. Jahren. Bonn-Wörth: Auer, 1935.

Vorausgeschichte:

Die charakterliche Formung des Menschen vollzieht sich aus der Mitgift von personaler Anlagen durch Entwicklung, Prägung, Bildung und der willensmäßigen freien Selbstbestimmung.

Was erbkonstitutionell an seelisch Geordnetem, Positivem, Krankem, Widerwärtigem mitgegeben ist, das ist da. Ist in seinem Kerngehalt nicht zu ändern, oder doch höchstens nur in einer langen Generationenreihe. Dagegen kann dieser eingeborene Lebensplan mit seinen Schwankungen, Schönkungen, seinen Vorzügen und Belastungen durch Umwelteinflüsse und persönliches Zutun modifiziert werden: latent bleiben, sich verstärkt oder gemildert auswirken.

(Wenn das noch Ungeborene in seiner Entwicklung präinatale körperliche Unklarheiten durchmacht, bleiben davon Wunden zurück. Sie sind zwar angeboren, also schon bei der Geburt vorhanden, sind aber keine erblich bedingten Schäden und deshalb wie auch andere Krankheiten zu behandeln.)

Es gibt anlagemäßige Eigenarten, z. B. Sensibilität, die keine Krankheit ist und kein Defekt zu sein brauchen, die aber (durch ungünstige Umwelteinwirkung) ins Pathologische ausarten, sich zu Neurosen verdichten können. Hier wie auch bei anderen psychischen Fehlentwicklungen datieren die ersten Anfänge schon aus der ersten Kindheit und Jugendzeit. Eltern und Erzieher haben die seelischen Zugeständnisse des Kindes nicht erkannt, nicht heilend geholfen. Haben dadurch psychische Barrieren miterrichtet, über die alle unverbildeten belastenden Kindheitsindrücke nicht hinwegkommen, sich später zu Komplexen verschwören können. Entartete Entwicklung.

Durch die Umwelteinflüsse wird das Kind (der Mensch) nicht nur in seiner leibseelischen Entwicklung geprägt, nicht nur auf Lohn und Strafe zu bedingten Lust- und Furchtreflexen dressiert. Sie vermitteln ihm auch geschichtliche Sinngehalte von Werten und Zielen, die ihm helfen sollen, sein Dasein im Ganzen zu erfassen, zu deuten, zu verstehen und so auch sinnvoll zu leben. Wobei die seelischen Ammendienste der Gewöhnung zunächst unerlässlich sind. Diese Prägungsbemühungen läßt das Kleinstkind noch passiv über sich ergehen; reagiert darauf entweder nicht oder nur unfreiwillig.

Erst die auf sie aufbauenden Bildungsvorgänge appellieren an die bewußte und gewollte Aktivität des Kindes. Dazu ist bereits das Dreijährige imstande: es hat und benützt schon die Möglichkeit, ihm angebotene, aufgezwungene Wertungen, Anordnungen, Vorschriften, Verbote mit anderen zu vergleichen, abzulehnen, anzuzweifeln. Erste Trotzreaktionen: ich will das nicht; ich tu das nicht; ich will nicht brav sein... Es beginnt schon sein eigenes Ich-Ideal zu konstruieren, daran zu formen, danach zu leben. Diese erste frühkindliche Wertwelt mit seinen Triebforderungen, Triebstörungen, Triebrichtungen ist mitentscheidend für die Weite und Klarheit des (späteren) geistigen Horizontes von Ideen, Zielen, Werten. Für die Anerkennung und Vereinnahmung eines bestimmten Ordnungsbildes. Und damit auch für die praktische Lebensführung.

Sexuelle Erziehung ist nicht dasselbe wie (nur) Aufklärung. Ist mehr und etwas anderes: ganzheitliche Formung des Menschen aus der Besonderheit seines Geschlechtes auf seine gesamte Innen- und Umwelt hin.

Infantile Sexualität

Mit Sexualität ist hier alles Denken, Wollen, Fühlen, Tun gemeint, was mit dem männlichen oder weiblichen Wesen des Menschen zusammenhängt. Seine Geschlechtlichkeit ist mit der Geburt nicht fix und fertig, da er ist nicht schon Mann und Frau. Muß das erst in einem langen Reifungsprozess werden, der mühselig und gefährlich ist und von vielfältigen Konflikten bedroht und bedrängt wird.

Die Problematik seiner Geschlechtlichkeit beginnt nicht erst — wie Freud nachgewiesen hat — mit dem Warrarr der Pubertät. Sie ist schon in den frühesten Daseinsanfängen im Gang. Wird manchmal bereits in der ersten Lebensstunde des Neugeborenen von außen durch Vater oder Mutter angezerrt: „Ach Gott, wieder ein Bub! — Schon wieder (nur) ein Mädchen!... Wobei für helle Ohren durch den Enttäuschungsruß leiser Mißton eines Vorwurfs gegen die Mutter mäkelt. (Sie ist an dem unwillkommenen Geschlecht des Kindes noch „unschuldiger“ als der Vater: die Geschlechtsbestimmung — lockerer Spiel der Natur — hängt von der Samenzelle, nicht von der Eizelle ab.)

Bei verständigen Eltern wird die anfängliche Enttäuschung über den „Bub“, das „Mädchen“ in der Freude über das gulgedeihte Kind bald überwunden. Eine neurotisch belastete Mutter ist oft kaum imstande, sich damit abzufinden: sucht den ärgerlichen Geschlechtsbescheid der Natur nachträglich zu korrigieren; durch Kleidung, Haartracht, Spielzeug, Erziehung aus dem Mädchen einen Jungen oder umgekehrt zu machen. Was natürlich nicht gelingt. Was aber für das Kind bedenkliche Folgen und Verwirrungen stiften kann, die ihn zeitlebens Mühe machen: charakterliche, sexuelle Schwierigkeiten überhaupt und insbesondere in der Ehe. Darüber weiß die Eheberatung Bescheid. Das ist auch aus der Literaturgeschichte bekannt: Rainer Maria Rilke, Nikolaus Lenau...

Die frühkindliche Geschlechtsproblematik des Menschen entlarvt sich von innen her bereits im Säuglingsalter durch dunkles, langverkanntes Treiben des Sexualtriebs. Das ans Licht „gezerrt“ zu haben, hat man Sigmund Freud zuerst nicht glauben wollen, ihm dann sehr übel genommen.

Diese erste Triebtätigkeit äußert sich in der Art, wie der Säugling an der Mutterbrust oder Milchflasche nuggelt, an seinem Geschlechtsteil oder an seinen Extremitäten spielt, den rhythmischen Körperbewegungen... Lauter sexuelle Lustempfindungen, die ganz richtig und natürlich sind, also nichts mit sexueller Abnormalität zu tun haben. Sie sollen deshalb auch für die Mutter, die das bald feststellen wird, kein Grund zur Beunruhigung sein. Sie soll das Kind, wenn möglich, gewähren lassen. Das kommt und geht auch wieder. Auf keinen Fall das Kindlein tadeln mit Ausdrücken wie: „Pfei... schäm dich... das tut man nicht... ist häßlich... ist gemein, böse...“ Das Kind soll das Geschlechtliche niemals in Verbindung erfahren mit: häßlich, gemein, böse... Natürlich kann es das in diesem Alter weder verstehen, noch verwerten. Es geht aber doch schon in es ein: glimmende Funken, aus denen später das Feuer falscher sexueller Vorstellungen und Haltungen werden kann. Ebenso wenig aber wird die kluge Mutter solche infantile Triebregungen durch gewohnheitsmäßige Spielereien am Geschlechtsteil des Kindes hervorrufen oder verstärken. Das könnte erogene Zonen frühzeitig entstehen lassen, verbreiten und verstärken.

Zwei Sexualperioden des Kindes

Noch Freud gliedert sich die sexuelle Entwicklung des Kindes in zwei Perioden. Sie hängen mit den sich verändernden Hormonen zusammen. Diese erste Periode stellt sich zwischen dem 3. und 5. Lebensjahr ein, die zweite zwischen dem 12. und 19.

In der ersten Periode liefert sich das Kind willenslos dem Kommando seiner sexuellen Triebe aus: es sucht und genießt den Triebgenuß, wo er sich ihm bietet. Mithin wie auch Lustobjekt ist der eigene Leib (Genitalität); Ichverliebtheit (Narsisismus); Geschwister (Homosexualität), sadistische Neigungen (schwächere Geschwister werden körperlich geschlagen, gebissen, gestosien, verletzt...); die Eltern werden in verirrte libidinöse Liebesbeziehungen hineingenommen; aggressiv gegen den einen Elternteil (Ödipuskomplex), eifersüchtige Zärtlichkeit gegen den anderen (Mutterbindung oder auch umgekehrt).

Solche „Persönlichkeiten“ brauchen in diesem Kindheitsalter nicht tragisch genommen zu werden: sie sind fragmentarische oder partielle Äußerungen des sexuellen Instinkts; gehen nach dem Pubertätsalter in das (normale) geschlechtliche Begehren und Gehabe der Erwachsenen über.

Gefährlich und störend kann es für die natürliche Entwicklung des Kindes werden, wenn die verirrten Gefühlsbeziehungen zu Vater oder Mutter, die sich nicht selten listig hinter einer täuschenden Gleichgültigkeit oder Gefühlskälte zu tarren sucht, nicht beizeiten durch kluge pädagogische Hilfe abgelöst wird. Erst recht gefährlich, wenn diese — auch sexuell gefärbte — Bindung von dem bevorzugten Elternteil als bewußte Racheaktion gegen den anderen noch verstärkt und vertieft wird. Wie das in gestörten Ehen oft geschieht. Die blinde Liebe des Kindes als Trostspenderin für sich selbst und als Waffe gegen den anderen zu mißbrauchen, kann für das Kind zu einer giftigen Quelle kommender neurotischer Störungen werden; kann seine Ehe schon lange im voraus gefährden. Denn durch den Widerstreit in der empfindsamen Kindeseule zwischen schwärmerischer Abhängigkeit etwa an die Mutter und militanter Abneigung etwa gegen den Vater entsteht in ihr ein Trauma. Seine verdrängten Windwirkungen werden in den unauflösblichen Enttäuschungen seiner (späteren) Ehe nur zu leicht gegen den „schuldigen“ Ehepartner aktiviert. Es braucht der davon Betroffene nur entsprechend bitter zu reagieren — und es werden aus den bekannten Mücken Diebstahl: aus Kleinigkeiten Ehekrise, in denen der Zündstoff zu Dauerkrise, wenn nicht noch Schlimmerem steckt...

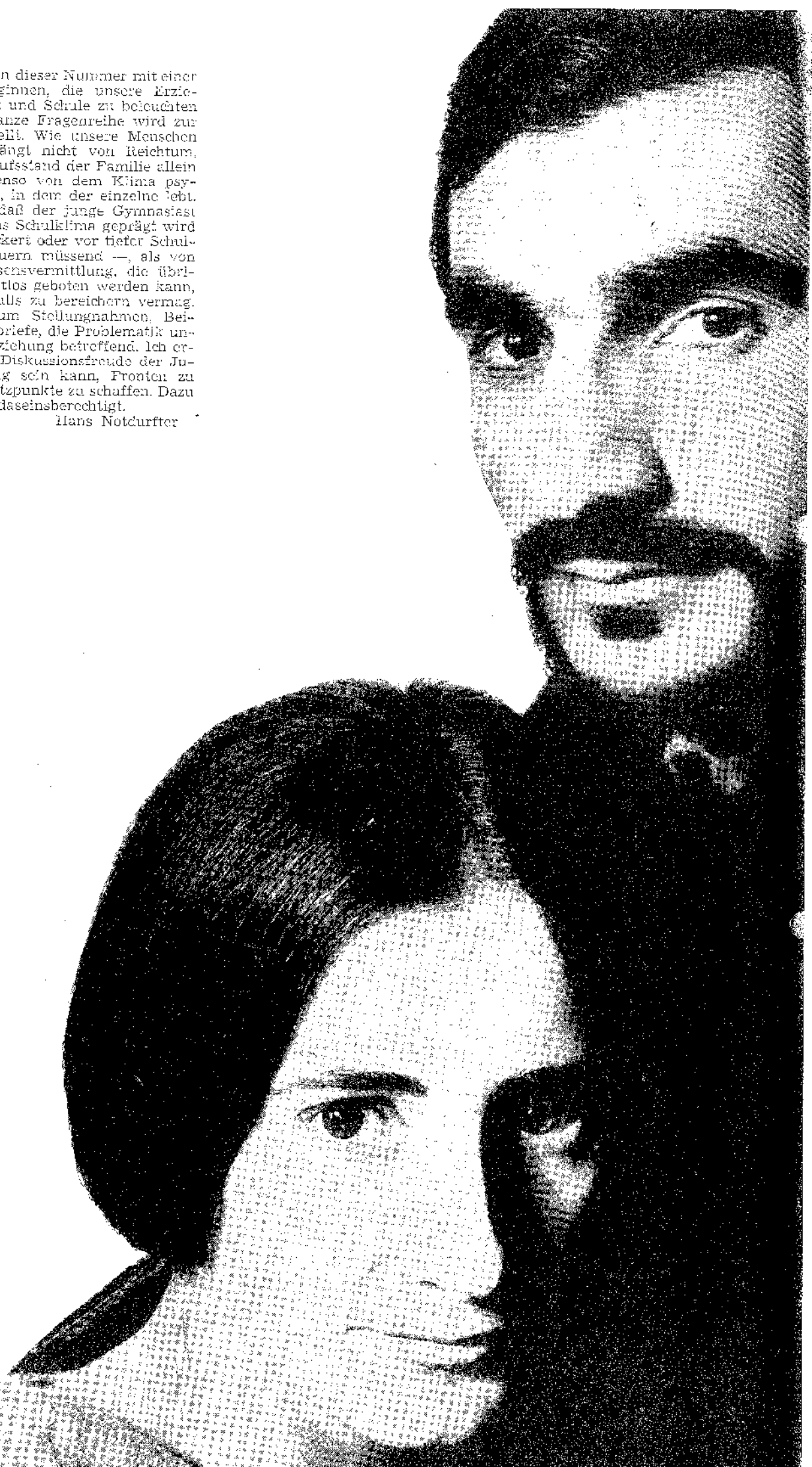
Nicht gemäß oder zu wenig bedacht wird im Zusammenhang mit sexueller Erziehung: daß die Seele des Menschen — und damit auch des Kindes — die erstaunliche Fähigkeit hat, sinnhafte Eindrücke vom Akustischen, Optischen, die Hirnmäßig noch nicht verstanden und deshalb auch nicht verarbeitet werden können, trotzdem in sich aufzunehmen. Sie lagern unter-schwellig — scheinbar entschützt — gut gesichert auf dem dunklen Untergrund der Seele. Es kann zunächst nichts passieren. Nur sind sie dadurch weder abgestorben, noch unschädlich gemacht. Können eines vielleicht fernem Tages durch ein Gespräch, ein Bild, einen Geruch aus der Vergatterung, dem Schlummerzustand, aufgeweckt, aufgeschreckt, ins Wachbewußtsein steigen.

Wir möchten in dieser Nummer mit einer Artikelserie beginnen, die unsere Erziehung in Institut und Schule zu beleuchten versucht. Die ganze Fragereihe wird zur Diskussion gestellt. Wie unsere Menschen sein werden, hängt nicht von Reichtum, Armut oder Berufsstand der Familie allein ab, sondern ebenso von dem Klima psychologischer Art, in dem der einzelne lebt. Es ist möglich, daß der junge Gymnasiast stärker durch das Schulklima geprägt wird — ob etwa gelockert oder vor tiefer Schulautorität erschauern müßend —, als von der reinen Wissensvermittlung, die übrigens ebenso geistlos geboten werden kann, wie sie andernfalls zu bereichern vermag. Ich bitte also um Stellungnahmen, Beiträge und Leserbriefe, die Problematik unserer Instituterziehung betreffend. Ich erwähne, daß die Diskussionsfreude der Jugend ein Beitrag sein kann, Fronten zu klären und Ansatzpunkte zu schaffen. Dazu ist der Skolast daseinsberechtigt.

Hans Notdurfter

Foto

Ingeborg Jenewein
Innsbruck



Manchmal durch eine dumme Rederei auf der Straße, dem Schulfest, Wie bei der Achtjährigen: die entsprechende Unterhaltung mit Altersgenossen hatte wie der elektrische Kontakt gemirkt, durch den die in der Seele sorgsam konservierte (sexuelle) Schallplatte angeworfen war. Sie reproduzierte akustische Eindrücke aus dem gemeinsamen Eltern-Kindeschlafzimmer, die längst vergraben und vergessen schienen. Oder die damals — nach Meinung der Eltern — erst gar nicht entstanden sein konnten, weil das Kind zu solcherlei Sinnesempfindungen (sexueller Liebesakt) noch gar nicht fähig sei. Was nur für das Oberbewußtsein, aber nicht für die unterschwellige Konservierung stimmte. Die Achtjährige zeigte sich über gewisse, weit zurückliegende Vorgänge aus dem damaligen Schlafzimmer erschreckend unterrichtet.

Diese frühkindlichen sexuellen Erfahrungen brauchen nicht immer ins Unterbewußte zu versinken. Können „oben“ bleiben und ihr übles Handwerk gleich zu verüben anfangen. Eine 16jährige erklärt kategorisch in der Beratungsstunde: „Ich werde nie heiraten.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ich habe Ekel und Angst vor dem Sexuellen. Habe bis zu meinem 13. Lebensjahr (Wohnungsnot) dem ehelichen Liebesakt von Vater und Mutter im gemeinsamen Schlafzimmer beigewohnt. Ich wollte das nicht sehen und hören. Habe mir die Bettdecke über die Augen gezogen, die Ohren zugehalten. Habe trotzdem alles gesehen und gehört. Damit ist Ekel und Angst vor allem über mich gekommen, was mit diesen Dingen auch nur irgendwie zusammenhängt. Ich werde deshalb nie heiraten...“ (Weil man auf diese Weise die neurotische Quelle aufdecken und beseitigen konnte, war Auflösung und Heilung dieser seelischen Störung möglich. Es konnte später heiraten.) Es hätte das vielleicht auch, trotz innerer Widerstände auf Grund von Beschwichtigung und Verdrängung getan. Mit der dann an Wahrscheinlichkeit grenzenden Gewissheit: daß bei den unvermeidlichen ehelichen Enttäuschungen die künstlich eingeschlüpferten sexuellen Ungeister wieder erwacht wären und diese arme Ehe malträtiert hätten.

Die einsichtige Erziehungskunst wird alle geschlechtlichen Widerwillen-, Ekel-, Angstprovokationen schon vom Kleinstkind, erst recht vom heranwachsenden fernzuhalten wissen.

Ganz Bub — ganz Mädchen

Die sexuelle Erziehung wird dem Kind helfen, ein ganzer Mann, eine ganze Frau zu werden. Nach innen und so auch nach außen.

Kleidung, Haarschnitt, Haltung, Beschäftigung (Spiele) sollen dem Jungen seine männliche Eigenart aufzeigen, sich frühzeitig entwickeln und auswirken lassen. Dazu gehört: Sinn und Bereitschaft zu wecken und zu aktivieren zu einer bestimmten Festigkeit und Härte, die zur inneren Verfassung des Mannes gehört. Mut zum sinnvollen Abenteuer, Übung im Ertragen von Widerwärtigkeiten, Weterunhilden, körperlichen Schmerzen, von Hunger und Durst...

Daraus darf keine eitle Muskelprotzelei und widerliche Wichtigtuerei werden. Deshalb ist er mit derselben Sorgfalt systematisch anzuleiten: von sich selber weg und auf andere hin zu denken, zu sehen, zu hören, zu tun. Darauf zu achten, was im Gesicht von Vater, Mutter, Geschwistern vor sich geht: ob sie traurig, müde, krank, frohmütig, gesund sind; sich mit ihnen zu freuen, sie zu trösten mit einem guten Wort und zu helfen, wo immer es möglich ist; der Mutter in der Küche, beim Einkaufen, Putzen... kleine Dienste für den Vater, den Bruder, die Schwester. Das wird nicht immer gelingen. Macht nichts. Uns Erwachsenen gelingt auch nicht immer alles. Aber wenn's gelungen ist, ihn loben. Er braucht das Lob.

In diesem willensmäßigen, praktischen Training von sich selber weg und an an-

dere hin liegt wichtigste charakterliche Vorbereitung auf das spätere Leben; insbesondere für die kommende Ehe... Ständige, berechtigte Klage älterer Ehefrauen: Mein Mann denkt immer nur an sich; was in mir vorgeht, was in meinen Augen, meinem Gesicht liegt, das sieht er nicht, merkt er nicht; und wenn schon, dann kümmert er sich nicht. Mein Mann, ein ausgezeichneter Egoist! Eine solche Ehe versacht in armseliger seelischer Dürftigkeit, Freundlosigkeit, Schwermüdigkeit — bis in den ehelichen Liebesakt; oder endet nicht selten in einer Katastrophe... Es ist schwer für den (Ehemann) — statt immer nur an sich — an andere zu denken, wenn er das nicht schon ganz früh gelernt und getan hat.

Schon im Klein-Mädchen soll durch die Erziehung das Mütterlichsein gehoben und in praktischen Übungen verfestigt werden: jüngere Geschwister zu bemuttern, andere zu trösten, Wunden zu verbinden statt zu schlagen, zu vermitteln...

Aber das Mädchen muß daran gewöhnt werden, nicht immer nur dem Gefühl nachzugeben; auch seinen Verstand zu gebrauchen; dem Gefühl erst dann zu trauen, wenn es vom Verstand kontrolliert, besichtigt worden ist. Also das Kind, sobald es dazu fähig ist, gesundes Mißtrauen und vernünftige Kritik lehren, sich danach zu richten. Wenn es schon jetzt systematisch angeleitet wird, sich nicht blindlings jeder Triebforderung auszuliefern, sondern auch den Verstand, die (böse) Erfahrung zu fragen, wird es später in der Begegnung mit dem andern Geschlecht nicht jedem blauen Dursch, den ihr irgend ein loser Lackel von Liebe und Ehe vormacht, anheimfallen. Wird auch als Ehefrau vor vielerlei Irrungen und Gefahren gefeit sein.

Die Bewahrungstheorie

Damit ist insbesondere jenes pädagogische Bemühen gemeint: die im Kind erwachende sexuelle Neugierde, berechtigte Wißbegierde, ängstlich zu unterdrücken oder betrügerisch zu befriedigen; von außen kommende geschlechtliche Reize immer nur warnend abzuschrecken, anstatt ihnen zu helfen, ihren Verlockungen standzuhalten und sie so zu meistern. Oder überhaupt dem Kind alles Geschlechtliche als Tabu, nicht vorhanden, als in sich Böse und Sündhaft suggestiv-drohend zu diffamieren. Es deshalb auch vor dem Anblick des Nackten — in natura, Bildnis, Plastik — ängstlich zu bewahren. Sollte das aber dem Kind trotzdem absichtlich oder zufällig gelungen sein, es mit allen Strafrechten in Zeit und Ewigkeit vor jeder sexuellen Lustbetätigung und -empfindung abzuschrecken. Und damit im Kleinkind möglicherweise schon die Gleise zu stellen für Neurosen, die sexuell bedingt sind (Perversitäten, Gefühlskälte, Impotenz...), diesen elenden „Früchten des Zornes“ in nur allzuvielen Ehen.

Statt dessen ist das Kind (vor der Pubertät) daran zu gewöhnen, den eigenen nackten Körper, den von Geschwistern, von Vater oder Mutter — wie sich das gerade ergibt — anzusehen, ohne daß daraus viel Aufhebens oder gar eine Sensation gemacht wird. Alle Fragen, die dabei oder auch nachher vom Kind gestellt werden, sind ehrlich, wahrhaftig zu beantworten. Ähnlich auch beim häuslichen gemeinsamen Baden der Geschwister. Es braucht das nicht zu sein. Wenn es aber ist: ihm alles Ziellichtige, Anrühliche nehmen; es nicht erst aufkommen lassen.

Damit ist auch schon die Frage beantwortet: ob das Kind Darstellungen des Nackten auf Bildern, als Statuen im Familienbesitz, die sich an der Wand oder sonstwo befinden, ansehen darf, oder ob man sie vor ihm verbergen soll. Das Kind soll sie ansehen und dabei angeleitet werden: den Körper als Ganzes — in seiner von Gott geschaffenen Schönheit, Würde, Einzigartigkeit — zu sehen und zu werten; anstatt sich sensationssüchtig auf bestimm-

te Körperteile und -organe zu konzentrieren. Es wird dadurch immer gemacht gegen die sexuellen Reizüberflutungen, denen es sonst hilflos ausgesetzt ist, sobald es aus dem behüteten Gehege des Elternhauses und der Schute auf die Straße tritt. Hilflosigkeit, die in der Regel noch gefährlich verstärkt wird durch entsprechende Witzereien von Altersgenossen, die schon „Bescheid wissen“... Die falschen, ehrfurchtslosen Vorstellungen über Sinn und Wert des Geschlechtlichen und über die hohe Bedeutung des sexuellen Liebesvollzugs, die hier in das Kind eingehen, sind später sehr schwer oder überhaupt nicht mehr richtig zu stellen. Kindgütige Drahtensaat, deren Brut sich insbesondere in vorhehliche sexuelle Hemmungslosigkeit auszutoben pflegt, und von der auch die eheliche Intimsphäre schon im Voraus gefährdet wird.

Hier liegen auch manchmal verkappte Zusammenhänge mit der sogenannten „Aufklärung“: der pädagogischen Antwort auf die berechtigte Frage des Kindes nach dem Wie, Woher und Warum des Neugeborenen. Stufenweise frühzeitige, sachgerechte, ausführliche Bescheid zu geben, ist in dieser Entwicklungsphase wichtigste erzieherische Aufgabe der Eltern. Der Eltern, nicht der Schule. Da aber wohl immer noch die Mehrheit der Eltern dazu nicht instande zu sein scheint, muß die Schule diese zusätzliche Liebesmühe im Interesse der Kinder auf sich nehmen. Was immer sehr dankbar und ernst von ihnen angenommen wird, wenn es in der rechten Weise geschieht.

Geschlechtliche Erziehung ist kein Blindenspielen. Ist das beherzte Bemühen, dem Kind die Augen zu öffnen für das Heilige, Große, Lebenswichtige des Sexuellen. Damit soll das Triebhafte darin weder verkannt, noch verkehrt, wohl aber seiner Despotie über Vernunft und Gewissen vorgebeugt werden.

Sexuelle Sündenangst

Sünde ist bewusste, gewollte, verübte Feindschaft gegen Gott.

Sich das zu leisten, dazu gehört schon allerhand. Bestimmt viel mehr als meistens angenommen wird. Ob und wie weit diese gottfeindliche Haltung im einzelnen Fall da gewesen ist, kann keiner sagen. Sogar oft der Sünder selber nicht.

Und das Kind? Das Kind vor seiner Erstkommunion? Ach Gott! Trotzdem wird es schon daheim und noch mehr im Religionsunterricht mit all dem Sündenballast bepackt und geplagt. Mit Sünden gegen das 8. Gebot... Und da hier so ziemlich alles „schwere Sünde, Todsünde“ ist, muß das gebeichtet werden. Nach Zahl und Art und Umständen.

Wenn es nur das wäre! Es werden ihm ganz falsche Begriffe und Wertungen über Sinn, Zweck und Bedeutung des Geschlechtlichen beigebracht: so, als ob keusch oder unkeusch irgendetwas mit bestimmten Körperorganen zu tun hätte; als ob „Reinheit“ dasselbe sei wie frei von Sünden gegen das 8. Gebot. Während doch alles Lieblose, Gefühlslage, Ungerechte, Selbstsüchtige, Brutale... gegen den andern, den Menschen, unehrlich macht als das, was man „unkeusch“ nennt. Sexuelle Reinheit ist gut, ist eine hohe Tugend. Aber nicht die höchste. Sie wird menschlich und moralisch entwertet, wenn sie nicht ergänzt und verklärt wird durch praktizierte Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit im persönlichen wie auch im öffentlichen sozial-politischen Leben. Daß wir Katholiken uns hier nur zu oft von Andersgläubigen, Ungläubigen beschämen lassen müssen, hat manchmal seine geheimen Untergründe in der Verwirrung der Wertbegriffe von geschlechtlicher Reinheit und ihrem Gegenteil.

Die sittliche Überbewertung der sexuellen „Reinheit“ und die gnadenlose Verteufelung aller „Sünden“ gegen sie, prozozieren — insbesondere beim sensiblen Jung-

Kind — Angstzustände und nervösen Geschlechtlichen, die kaum noch zu heilen sind. Das bis dahin noch so harmlos unbeschwerter Kind kann von diesen Angsthalluzinationen in Zwangsnervosen geraten; sie verspannen und verqueren sein ganzes Charaktergefüge, aus dem heiteren Springinsfeld wird der jugendliche Skrupelant, der dann später mit sich und den Lebenskonflikten nicht fertig wird, hinter allen wilden Bischen (sexuelle) Sünden wüthet; oder in einem neurotischen Sannort alle über Bord wirft.

Übertrieben? Freud sieht noch schwärzer. Seine und anderer Leute psychoanalytische Erfahrungen mit neurotischen Erkrankungen beiderlei Geschlechts scheinen ihnen recht zu geben: das Geschlechtliche an sich und sein Erleben wird mit (unbegreiften) Schuldgefühlen belastet und so zu einer permanenten Angstprovokation. Das kann in der Entwicklungszeit (Pubertät) zu latenten oder offenen homoerotischen und homosexuellen Objektbindungen führen, bei der nicht selten geheime Sündenängste scheinheilige Kupplerinnen sind. Oder auch das immer noch sexuell-pädagogisch mißdeutete Phänomen der Masturbation (Onanie) zu einem kaum tragbaren Kreuz werden lassen.

Hier hätte manches vorbeugend verhindert oder gemildert werden können, wenn dem Kind frühzeitig im Elternhaus oder im Religionsunterricht der Unterschied beigebracht worden wäre zwischen: ungeschicklich, unanständig, unverschämtheit, unkeusch — jenseits von aller Sündendrohung und Sündenstrafe.

Verhängnisvolles Erbe...

Ungekauft Relikte manichäischer Leib- und Geschlechtsverachtung sind über die sexuelle Erziehungspraxis in die Ehe eingedrungen. Die Kirche laboriert hier an einem alten Erbe. Das ketzerische Wort eines Augustinus hat ihr schwer zu schaffen gemacht, wonach die Eheleute selbst dann, wenn sie den ehelichen Liebesakt vollziehen mit der Absicht neues Leben zu wecken, „nur mit Schmerz und Beschämung soweit herabsteigen sollten, da sie nun einmal nicht auf andere Weise Kindern das Leben geben

könnten“; denn die geschlechtliche Vereinigung als Bedingung für die Weitergabe des Lebens sei „eine Strafe jenes Adams, von dem wir abstammen.“

Diese augustiniſche Ehe und Geschlechtsmoral ist eine von den trübten Quellen gewesen, aus der noch der kirchliche Codex iuris Canonici 1918 geschöpft hat. In seinem Kanon 1013 versteigt er sich immer noch zu der theologischen Konstruktion vom zwelffachen Zweck der Ehe:

„Der erste Ehezweck ist die Zeugung und Erziehung von Kindern; der zweite die gegenseitige Hilfe und das Heiligtum gegen die (sexuelle) Begehrlichkeit.“

Dieser lebensfremde Legalismus war auch die theologische Grundlage der damals vielgerühmten Ehe-Enzyklika „Casi conabii“ des XI. Pius aus dem Jahre 1930. Und das „Heilige Offizium“ wies noch in seinem Dekret vom 1. April 1941 über „die Ehezwecke“ die Ansicht zurück, „die neuerdings von einigen vertreten wird, daß der Hauptzweck der Ehe nicht die Erzeugung und Erziehung der Nachkommenschaft sei; oder daß die zweit-rangigen Ehezwecke dem ersten nicht wesentlich untergeordnet, sondern ihm gleichgeordnet und von ihm abhängig seien.“

Aus dieser moraltheologischen Fehlinterpretation der Ehe, ihres Sinns und Zwecks, ist für endlose Geschlechterreihen ein Rattenschwanz von schwersten Gewissenskonflikten und Ehenöten geworden. Laienautoren und Geistliche, die diese konstruierte Rangordnung von „Ehezwecken“ zu erschüttern suchten, verfielen der vatikanischen Feme: wurden indiziert. Bis dann endlich das Johannes-Konzil die Ehe als Liebes- und Lebensgemeinschaft von Mann und Frau definierte und damit die verhängnisvolle Zweckspaltung der Ehe in eine primäre Aufgabe, das Kind, und eine sekun-

däre, gegenseitige Hilfeleistung, als Irrtum verworfen hat.

Gleichzeitig hat aber auch das Konzil die Bestimmung der Kinderzahl in die Gewissensverantwortung der Eltern gelegt.

Diese Verantwortung in entsprechender Weise schon frühzeitig zu wecken und zu leiten, wäre Aufgabe sexueller Erziehungskunst. Wenn sie gelingt, könnten mancherlei Konflikte in der Ehe verhindert, entschärft werden.

Es kann aber auch die beste Pädagogik als Vorbereitung zur Gewissensbildung der Eltern nicht aus Ziel kommen, wenn die ihnen von der Kirche zugewiesene Verantwortung für die Zahl der Kinder wieder in einem wesentlichen Punkt negiert wird: wenn die Eheleute nicht auch das Recht haben, selber die Methode der Empfängnisregulierung zu bestimmen.

Dieses Recht aber wird ihnen (bis jetzt noch) von der Kirche bestritten. Warum? Aus der traditionell-überautoritären Haltung, des ehemaligen „Heiligen Offiziums“, das — geistlicher Diktator — keine Machtzettel aus der Hand gegeben hat. Sein Name ist inzwischen geändert worden. Sein episkopal-stellvertretender Leiter ist geblieben. Und mit ihm auch die unbiblische Sucht zu kommandieren, wo um die evangelische „Freiheit der Kirche Gottes“ geht. Wie in diesem Falle. Denn welche Methode der Empfängnisregulierung im Einzelnen die richtige ist, kann nur von den Eheleuten selber entschieden werden. Nicht aber in kirchlichem Bausch und Bogen. Die Methode ist — wenn das Gewissen gesprochen hat und gehört worden ist — vielleicht noch eine medizinische Frage; keine moraltheologische. Wie das ja auch auf dem „III. Weltkongreß für das Laienapostolat“ (Oktober 1967 in Rom) von der überwiegenden Mehrheit katholischer Laien aus aller Welt unzweideutig festgestellt worden ist.

- 1) H. Gollwitzer: Die manichäische Religionskritik und der oberirdische Glaube. Siebenstern-Taschenbuch.
- 2) Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Siebenstern-Taschenbuch.
- 3) Concilium internationale Zeitschrift für Theologie, Heft 3, März 1967, Heft 6, Juni 1968.
- 4) K. Rahner, Gegenwart des Christentums, Herder-Taschenbücher.
- 5) K. Rahner, Vom Glauben imitten der Welt, Herder-Bücherei.
- 6) K. Rahner, Schriften zur Theologie, Band VII.
- 7) R. Schutz, Das Heute Gottes, Herder-Taschenbücher.

„Nihil de nobis sine nobis“ oder „Gute Vorsätze“

von Alexander Langer, Bozen

In den letzten Jahren ist der „Führende Skolast“ — besonders durch die Arbeit Wielanders, Stauffers, Zelgers und Lamberts — zu einem belebenden und durchaus ernstzunehmenden Element des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens in Südtirol geworden. Man glaubte vielleicht hie und da, ihn durch die Bezeichnung „Studenten-schrift“ irgendwie abwerten zu können; wor aber durch derartige Aposiopierung ein Wünderwortigkeitsurteil zum Ausdruck bringen wollte, stellte sich selbst ob, denn es ist doch gar zu einfach, Kulturarbeit nach Lebensjahren oder Berufsalter messen zu wollen.

Was ich vor allem an unserer Zeitschrift schätze, ist ihre Offenheit allen Beilägigen gegenüber (wodurch sich natürlich in ein und derselben Nummer ganz verschieden orientierte Artikel finden können). Doch gerade hier möchte ich auf einen Umstand hinweisen, der meines Erachtens mehr beachtet werden sollte.

Wenn vielleicht manchmal „Studenten-zeitschriften“ noch als Fachblätter oder nur als Mitteilungsblätter angesehen werden, so hat der „Skolast“ durch die Lage Südtirols jedenfalls eine viel weitere Aufgabe — wie sie allerdings heute schon die meisten Studentenpublikationen wahrnehmen. Ist es doch allgemein so, daß die studierende

Jugend der Gesellschaft gegenüber ein besonderes Engagement aufzuweisen hat und mit kritischen Ideen auf sie einzuwirken trachtet. Und das tut in unserer Heimat besonders not.

Deshalb möchte ich hier Vorschläge zur Diskussion stellen und Linien für eine derartige Bemühung — natürlich unvollständig und sehr subjektiv — der Auseinandersetzung unter Lesern und Mitarbeitern vorlegen. Ich glaube nämlich, daß der „skolast“ zur moralischen Auflebung aus unserer studentischen Verantwortung würde, wenn er sein Dasein nur als kunstaktuelles Poesienblatt oder als „Bulletin“ der Hochschulguppen fristete.

Damit es uns gelinge, das zu vermeiden, und um zugleich in kritischer und offener Diskussion unsere Studentelage 1968 über das „Selbstverständnis der Südtiroler“ einzuleiten und entsprechend vorzubereiten will ich versuchen, einige Fragen und Probleme zur Debatte zu stellen.

Da die Wirklichkeit und die Verhältnisse Südtirols allzuoft noch — in und außerhalb Südtirols — Träumen und Illusionen unterliegen, würde ich eine „Erkenntnis-erlangung“ der Gegebenheiten im Südtirol für heilsam und notwendig halten. Auch stark kritische Beiträge dürften uns in dieser Hinsicht nur willkommen sein, damit wir

endlich in Ehrlichkeit vor uns selbst und ohne die Erfordernisse irgendwelcher bequemer Schemata zu berücksichtigen, mit dem Südtirol vor heute fertig werden, das — natürlich — von dem von 1918 und auch von dem von 1939 und 1945 wesentlich verschieden ist. Vielleicht könnte sich dann auch auf der Spalten unserer Zeitschrift oder anderer ähnlicher Organe (ich denke an die „Brücke“) der Versuch einer Neuinterpretation unserer Tradition und Geschichte sowie unserer gegenwärtigen Lage anbahnen.

Beziehungspunkte für eine solche Neuinterpretation gibt es zahlreiche; ich denke an das Verhältnis zu den Italienern in Südtirol, an das Verhältnis zum Gesamtstaat (vielleicht können wir endlich aus den mißverständlichen Kategorien der 30 Millionen zu den 250.000 herauskommen), an unsere gefühlsmäßigen, menschlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und vielleicht auch politischen Beziehungen zu Nord- und Osttirol, an Österreich und seine Bedeutung für uns (in den letzten Jahren glaubte man vielleicht manchmal, den Anschluß an den „Mutterkulturräum“ leichter über Deutschland zu finden, doch möchte ich das stark anzweifeln und eine Verflechtung bezüglich unserer Stellung zu Österreich vorschlagen), usw.

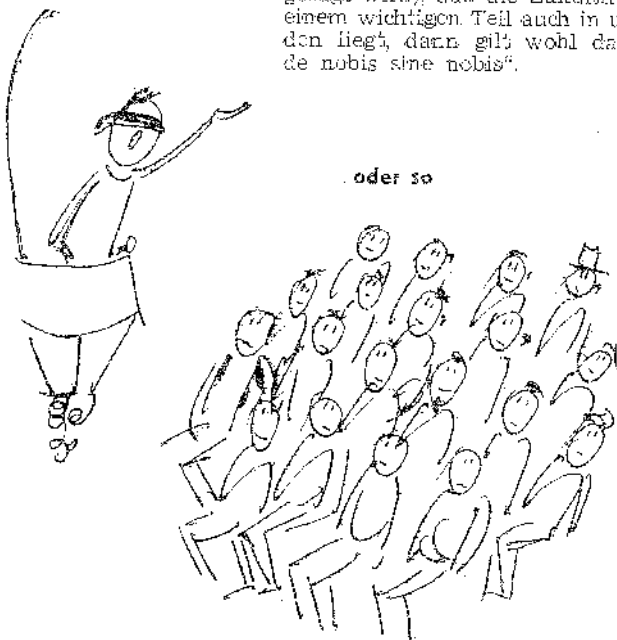
Es gibt dann so viele Schwerpunkte im Südtiroler Gesellschaftsleben, die berücksichtigt werden müssen, wenn wir in Ehrlichkeit und ohne Ausflüchte unsere Lage verstehen und kennen wollen. Man denke nur an die soziologischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Gegebenheiten und Entwicklungen in Südtirol, die oft — wegen einer vorwiegend oder ausschließlich völkisch orientierten Betrachtungsweise — vernachlässigt oder bewußt falsch dargestellt werden. Vielleicht könnte sich studentische Unvoreingenommenheit hierin in vielen Fällen messen und zeigen, ohne irgendeinen Druck nachzugeben; doch werden wir natürlich gewisse Grenzen zu wahren haben, um nicht zur einseitigen Fachzeitschrift zu werden (etwa in wirtschaftlicher oder politischer Hinsicht). Andere Grenzen — etwa den „finanzenrealitäts“ — sollte unsere Zeitschrift nicht kennen, wenn sie sich nur der Sachlichkeit verpflichtet fühlt.

Ich glaube, daß ferner schon durch die Ausrichtung und Tradition unserer Zeitschrift ein besonderes Augenmerk auch in Zukunft der Kultur und Kunst gewidmet werden dürfte. Es ist schwer für uns in Südtirol das richtige Maß zwischen „Provinzialismus“ (im besten Sinn: Gespür für all das, was in Südtirol sich regt) und „Weltoffenheit“ (die aber u. U. auch zur Ausflucht werden kann) zu finden und stets neu zu erleben. Ich glaube, daß der „skolast“ in dieser Hinsicht — nicht nur auf dem Gebiet des Kulturellen — eine große und schwierige Aufgabe wahrzunehmen hat.

Ein weiterer Schwerpunkt zum Verständnis Südtirols und der Südtiroler dürfte die Kirche sein: Vielleicht gelingt es uns auch in dieser Richtung, wertvolle Auseinandersetzungen, Kritik und Anregung voranzutragen; nicht nur im allgemein weltanschaulichen Gespräch (das aber weiterhin im „skolastischen“ Raum finden sollte), sondern auch im konkreteren — inneren oder äußeren — Dialog mit unserer Heimatkirche; daran dürften Gläubige und Nichtgläubige doch interessiert sein.

Sollte es uns gelingen, in den kommenden Monaten auf den Spalten des „skolastischen“ ein derartiges, im wahrsten Sinne südtirolisches Gespräch anzubahnen und vorurteilslos zu entwickeln, dann dürfte auch unsere Studentenlagung nicht auf steinigem Boden fallen. Und ich glaube, daß die Öffentlichkeit in Südtirol und außerhalb — wo unsere Zeitung gerne gelesen wird — für derartige Auseinandersetzungen dankbar sein wird; denn wenn es stimmt (wie uns so oft von unseren Landesvätern gesagt wird), daß die Zukunft Südtirols zu einem wichtigen Teil auch in unseren Händen liegt, dann gilt wohl das alte „nihil de nobis sine nobis“.

oder so



Karikaturen: Trude Saffari, Bozen



Fazit einer Berlinfahrt

von Hans Notdurfter, Innsbruck

Südtirols Lehrer sind nach Berlin gefahren. Im September. Nach großer Planung und genauer Vorarbeit von Dr. Hinz. Und das ist gut. Aber eine Planung, die vierzig Lehrer zu einer amorphen Masse degradiert, die ist unheimlich.

Schweigen kann ich nun nicht zu dieser Fahrt. Und ich erwähne und lobe nicht einmal das Schöne und Besindruckende daran, leider, ich schreie nur gegen das Negative, das mich und viele an der Fahrt gestört hat.

Eine gemeinsame Fahrt verlangt von jedem ein Zurückstellen der Einzelinteressen. Aber die Gruppenorganisation muß trotzdem ein bestimmtes Maß an Freiheit dem Individuum überlassen. Und die gab es nicht. Das nennt ich mir eine Verachtung des Einzelmenschen, wenn nächtliche Wannenschiffahrt einem aufgezwungen wird, während in Ostberlin ein Brochstück über die Bühne geht; gemeinsames Feiern war wichtiger als die Berliner Symphoniker; es gab Krach, wenn den Memoiren eines Herrn Mozarts Zauberpflöte vorgezogen worden war.

Ja, muß das sein? Was für einem Menschenverächter hat man uns da anvertraut. Der Lehrerbund ist anscheinend nicht dagegen eingeschritten, wenn im Fremdenlegationsstrich durch Berlin gehastet werden mußte, vor gesamter Gruppe man aber angegriffen wurde, weil man — weich Unterfangen — sich in ein Museum verkroch, wohlweislich einen Punkt des Programms dadurch verlierend.

Vielleicht ist die Aufregung gar nicht so begründet, die einen Teil der Berlinfahrenden Lehrer und Studenten erfaßte. Aber ich weiß, was Zwang und Verachtung des Menschen für Geschichte geprägt haben. Mir ist der Zwang unheimlich geworden.

Sind wir noch immer nicht geheilt?

Wert und Gestalt des Ladinischen

Von Guntram Plangg

Mancher, der im praktischen, tätigen Leben beheimatet ist, der einen Großteil seines Lebens hinter der Sense oder dem Pflug steht oder auch abgepasst, wertgewandtere Großstädter behobergt, die sich in der frischen Bergluft erholen wollen, wird sich schon gefragt haben, warum es Sprachforscher gibt, die sich für Spracheigenheiten in kleinsten, entlegenen Dörfchen interessieren. Es gibt aber kaum einen menschlichen Bereich, der so tief im Wurzelraum verwurzelt ist wie seine Sprache, seine gewöhnlichste, ursprüngliche Ausdrucksweise. Keiner von uns allen wäre imstande, selbst eine brauchbare Sprache zu schaffen, und sogar Wörter werden sehr selten und spärlich ohne Vorbild geprägt. Es muß also in jeder Sprechweise jahrtausendlanges, innerhalb einer Generation fast unmerkliches Wirken einer Sprachgemeinschaft vorliegen, die ihren natürlichen Ausdruck nach und nach in der gegenwärtigen Gestalt ausprägte.

Einerseits wird nun das Weltbild, die Sehweise und Denkart der Sprecher, wesentlich von ihrer Sprache her geformt und in bestimmte Bahnen gelenkt (W. v. Humboldt), andererseits haben viele Generationen von Mitgliedern dieser Sprachgemeinschaft an ihrer Rede durch deren entsprechenden Gebrauch und meist unbewußte Auswahl mitgewirkt, haben ihr gemeinsam die heutige Gestalt gegeben. Wer daher eine bestimmte Gruppe von Menschen in ihrer Lebens- und Denkweise näher kennenlernen will, tut gut daran, sich als Zugang einmal Einblick in ihre Sprache zu erarbeiten. Wer weiterhin das Warum einzelner typischer Merkmale klären will, der wird diesen nachspüren und ihre jeweilige Zuordnung in Gegenwart und historischen Sprachstadien untersuchen müssen. Kennt man aber eine Sprache und ihren Wortgang, so ergeben sich daraus wertvolle Rückschlüsse auf Herkunft und Geschichte ihrer Sprecher. Gerade im Fall des Ladinischen wissen wir aber noch recht wenig über früh- und vorgeschichtliche Verhältnisse; Illyrer (Isarken), Kelten (*fiad* aus *tegia* + *aceu* etc.) und vielleicht auch Ligurer (*tiera ans tela* etc.) siedelten in den großen Tälern, die dann bekanntlich von den Römern unterjocht wurden und nach längerer Zweisprachigkeit zum Lateinischen übergingen. Die Datierung der Dauerbesiedlung in diesen Seitentälern um die Sella ist erst recht unstritten.

Dazu kommt das Interesse der allgem. Sprachwissenschaft an der Ausdrucksweise, hier bezeichnend *rusneda* (aus *rationata*) genannt, die sich in mehrfacher Übersichtung durch intensive Kontakte mit Nachbarn recht eigenwillig entwickelt hat. Durch die späte Verschriftung des Dolomitenladinischen — vor dem 18. Jh. fehlen zusammenhängende Texte — verliefen viele Laut- und Strukturänderungen im Vergleich zu anderen, früh geschriebenen Sprachen stürmisch und rasch, was dem Linguisten oft sehr aufschlußreiche Einblicke in diese Art heute ungewohnter Sprachlebens ermöglicht. So erkennt man etwa, daß die Mehrzahlbildung romanischer Substantiva auf -s nicht durch Lautwandel, sondern durch Strukturwandel umgeschichtet wurde und somit teilweise ersetzt werden mußte durch -z, -sc, -ò oder auch -i, daß aber ein angesetzt Lautwandel -s zu -i anhand der sprachlichen Fakten ein Üding ist, wie ich an anderer Stelle aufzeigen werde.

Wir leben heute, wie allgemein festgestellt werden kann, in einer Zeit des Mundartsterbens, wofür moderne Kommunikationsmittel, gewaltige Völkerwanderungen — sprich: Tourismus — und Schwerpunktverlagerungen in verschiedenen Lebensbereichen verantwortlich sind. Das Rätoromanische — *sit venta verbo* — lebt in einer Reihe von Dialekten, die übrigens im Triaulischen Block und auch um die Sella einander näher stehen als im Schweizer Westblock, und diese Dialekte werden nun gleich von Nord und Süd angegriffen.

Glauben Sie nun nicht, ich wollte Ihnen predigen, aus Ihrer Alltagsrede ein verstaubtes Museum zu machen. Mitteilung und Ausdruck müssen realen Anforderungen gerecht werden, dies liegt wohl auf der Hand. Den Weg der Entlebung gängen und gehen auch große Kultursprachen, wie etwa Oper, Polnisch, Telefon, Psychologie, Nylon etc. in den meisten europäischen Sprachen zeigen. Aber es gibt Grenzen gegenüber Modewörtern, Luxuslehnbildern: Bair. *Putterl*, alem. *Poppeln*, dt. *Kleinkeid* sind ebenso gut und meinen genau dasselbe wie engl. *Baby*, das man als *Bäbi*, *Bäbi* kaum mehr versteht. Im Ladinischen sagt man *pice*, *pogo* — oder *bambin*, heute 'Christkind'. Bad. *avisa* heißt wohl dasselbe wie *genoa* oder *gäfte* und *nü* dasselbe wie *Alpöte* — warum man sich wohl mit fremden Federn schmückt?

Wenn das Ansehen — oder Prestige, um es „deutsch“ auszudrücken — der Mode den Weg ebnet, die mehr Wörter als notwendig aus den großen Nachbarsprachen ins Ladinische eindringen läßt, so ist eben nicht nur dessen Verkehrswert ausschlaggebend — er ist wohl bei *ziorn*, *carra*, *chindra* kaum größer als bei *sëf*, *ciameus*, *mitans*. Diesbezüglich mußte das Ladinische im Vergleich zum Schweizer Romanischen mehr ins Fühlerbetrieß geraten, da es in Kirche und Schule ja erst in

Der Verfasser, Assistent am Institut für Romanische Philologie der Universität Innsbruck, sprach beim V. Ladinischen Kulturtag in St. Ulrich, Gröden. Wir geben den Vortrag nach dem Manuskript etwas gekürzt wieder. Wir wissen, wie bereichernd für unsere Heimat der ladinische Kulturteil ist.

neuester Zeit zu Wort gekommen ist, auch wenn einige Hinweise dafür vorhanden sind, daß man um die Dolomiten vor 150 Jahren in der Familie ladinisch zu beten pflegte. Die Pflege einer Sprache steht in direktem Zusammenhang mit ihrem Gebrauch in Familie, Kirche und Schule (A. Kubin); Ansehen aber verleihen ihr besonders die letzteren beiden Institutionen, die sich bekanntlich dem Drängen der Ladinier, auch hier ihr angestammtes Idiom verwenden zu dürfen, wohl meist aus praktischen Gründen lange verschlossen. Aus einem — wie ich glaube, berechtigten — Anliegen der Ladinier ist heute also eine Aufgabe geworden, und ihrer Bewältigung dürfte entscheidende Bedeutung für das fernere Ansehen ihres Idioms zukommen, das sie dadurch eindeutig selbst bestimmen.

Die Mode macht sehr viel aus und nicht nur bei Frauen und Mini-Röcken. Wer seinen Vater noch im Südbairischen *Tati* nennt, wenn er allein ist, sagt oft im Boiser Fremder schon *Vater* oder *Papa*. Fragt man in italienischen oder auch bairischen Dialektgebieten nach etwas selteneren, heute weniger geäußerten Wörtern oder Formen, so ist oft schallendes Gelächter die bezeichnende Reaktion der Jüngeren. Wir müssen uns aber trotzdem fragen, welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind, die wir immerhin jahrhundertlang gelebte Werte aufgeben und eintauschen gegen — was?

Im ladinischen Gebiet, einer sprachlichen Grenzlandschaft seit Jahrhunderten, gäbe es wohl nur zwei Lösungen, wenn man die heimische Sprechweise aufgeben wollte:

1. das Trentinische,
2. das Südbairische.

Weder mit dem einen noch mit dem andern Idiom kämen Sie, was die Verständigung anbelangt, wesentlich weiter als bis zum Po oder zur Donau. Die jeweiligen Umgangssprachen und erst recht die Hochsprachen müßten Sie dennoch mühsam lernen und erwerben, um sich über diese Grenzen hinaus sprachlich frei bewegen zu können. Überdies würde die Wahl eines Regionaldialektes das Beherrschen des anderen sehr in die Ferne rücken und erschweren. Die allermeisten von Ihnen müssen sich bemühen in beiden Sprachgebieten bewegen können. Sie sollten doch wohl *biciër* und *Glast* verstehen; es ist richtig, daß dazu noch *a gode d' ün cöce* kommt. Aber in den meisten Fällen baut Ihnen das Ladinische doch eine echte Brücke zwischen den beiden großen Nachbardiomen, und man sollte es sich dreimal überlegen, diese abzureißen.

Ihre ladinische *Syntax*, die Fügung der einzelnen Wörter, erleichtert Ihnen in den meisten Fällen den Zugang zum Deutschen, denn sie ist sehr ähnlich; vgl.:

I mëss ji, ä-t dit. Sëgn vad-i a casa.

Ich muß gehen, hat er gesagt. Jetzt gehe ich nach Hause.

Debbo andar via, diceva. Adesso vado a casa mia.

Pronominalgebrauch, Inversion (ungerade Wortfolge) und Redewendungen sind im Ladinischen häufig gleich wie im Deutschen; dagegen heißen Ihnen die Wörter und manche Flexionsformen im romanischen Nachbaridiom; vgl.:

Kisc prä, ciamp, ciases y bo-è è os-è.

Questi prati, campi, case e boschi sono vostri.

Der Grundwortschatz ist romanisch wie auch die Stammprinzipien, die diesen Wortschatz erweitern und an die jeweiligen Erfordernisse der Sprecher anpassen helfen.

Wenn nun zwei doch recht verschiedene Sprachtypen wie das Germanische und das Romanische am Ladinischen Anteil haben, müßte dieses doch als recht eigenartiges Zwitterwesen* ausgeprägt sein. Diese Überlegung ist nur bedingt richtig, wie gerade neuere Richtungen der Sprachwissenschaft zeigen. Die ältere, historisch vergleichende Schule sah vor allem den gemeinsamen Ursprung einzelner Sprachen und Dialektgruppen, die sog. genetische Sprachverwandtschaft. Aus diesem Blickwinkel sind einerseits die romanische, keltische und germanische „Sprachfamilien“ indogermanische Sprachgruppen, haben deren typischen flektierenden Sprachbau gegenüber anderen Sprachgruppen (in Europa: Basken, Ungarn, früher Etrusker etc.). Andererseits haben sich diese einmal nah verwandten idg. Sprachgruppen im Laufe von Jahrtausenden beachtlich auseinanderentwickelt, und zwar vorwiegend durch Sprachmischung. Ein Etrusker, der Latein lernte, sprach es eben anders aus als ein Iberer, Gallier oder Illyrer, denn jeder war von seinem eigenen Idiom beeinflusst, wenn er sich der neuen Sprache des großen Imperiums bediente. Es scheint, daß trotz aller großer Sprachwellen, die im Gefolge politischer Ereignisse über Europa hinwegbrandeten, besonders typische Spracheigenheiten ein recht langes Leben haben, tief verankert sind und sich auch nach mehrmaligem Sprachwechsel noch bemerkbar machen; man kann also eine Sprache gar nicht so leicht wechseln und ablegen wie ein Hemd. So zeigen manche Sprachen sog. *typologische Gemeinsamkeiten* in ihrer Struktur, obwohl sie nach ihrer Herkunft und Verwandtschaft weit auseinanderliegen. Wie

das romanische Rumänisch auch typologisch unverkennbar eine Balkansprache ist, so sind die rätoromanischen Sprachstände alpin geprägt und stehen typologisch etwa in manchen Zügen (Betonung, Auslautstruktur) dem alpinen Süddeutschen näher als dem Venezianischen. Es scheint fast, als ob die Natur sprachliche Grenzgebiete im Laufe der Zeit als Übergangszonen auszubilden wolle, aber gewöhnlich nicht als farb- und stufenloses Nebeneinanderliegen, sondern als geschlossene, kleinräumige Eigenstruktur. Man sollte den Vorteil, den solche genetisch-typologisch gleichzeitig nach zwei Polen hin orientierte Sprachstände ihrem Sprecher gewähren, nicht unterschätzen. Hier liegt meiner Ansicht nach einer der unbestreitbaren rein praktischen Werte des Ladinischen.

Verfolgt man nun diesen Gedanken weiter und untersucht eine gegenwärtige ladinische Dorfmandart (Badiot) als Querschnitt im Hinblick auf diese zweipolige, doppelgesichtige Anlage, so ist man sehr überrascht von dem organischen Nebeneinanderliegen gegensätzlicher Sprachtendenzen. Laut- und Bedeutungssysteme sind unerwartet kompakt, geordnet und reichhaltig. Das Ladinische ist keineswegs ein Kunterbunt oder Flickwerk aus romanischen und germanischen Lauten, Wörtern und Fügungen, sondern eine gut durchstrukturierte Sprachgestalt, die durchaus funktionstüchtig ist für ihr angemessene Belange.

Damit Skeptiker unter Ihnen nicht glauben, der Wunsch sei der Vater dieser allgemeinen Feststellungen, wie dies auch bei Philologen — nach W. Meyer-Lübke — gelegentlich vorkommen soll, möchte ich anhand einiger Beispiele aufzeigen, was ich unter „organischer Struktur“ und „Funktion“ verstehe:

Der Umlaut reicht offenbar in Nominal- und Verbalflexion hinein, und wie bei *chësc* = *chisc* macht sich vorausgehendes *i*, *i*-haltiger Palatal wie *è, g* und auch *u* im umgelagerten Tonvokal der Verba (*fidé*) bemerkbar, nämlich im -*e*. Einige Wörter wie *sospiré, irabie, shejë, zuruché, chididè* bilden Ausnahmen, wenn ich sie recht gehört habe, entsprechen dem System nicht und werden daher vom Badiotisch — meist weiß er nicht einmal genau, woran es liegt — als irgendwie fremdartig empfunden. Es sind also junge Entlehnungen, denn Ältere wie *miné, scinché, perdicché*, die auch Substantiva bilden (*minünga, scincünda, pordica*), wurden längst angeglichen.

Neben solchen Lautveränderungen, die aber nicht sehr tief in der Sprachstruktur verankert sind, gibt es viel kräftigere und deutlichere, die als Reflex der Betonung die meisten Wörter betreffen. Das Toskanische oder auch das Venezianische duldet am Satzende — im absoluten Wortauslaut — bekanntlich nur *n, l* und *r*, sozusagen die sondersten Konsonanten. Das Badiotische verwendet hier alle seine Konsonanten, ja sogar nicht wenige in Gruppen, die aber von den Anlautgruppen verschiedenen sind; vgl.:

tröp, let, pünch, cüf, päis oder *ért, faté, past* etc.

Diese Eigenart ist mit der zuvor genannten nicht vergleichbar, da sie eine für die Verständigung ungleich wichtigere Funktion erfüllt, nämlich die gegenseitige Abgrenzung der Wörter in zusammenhängender Rede, in jedem Sprachsystem einer der tragenden Pfeiler. Einzelne und bes. einsilbige Wörter — im Ladinischen bis zu 80% — werden dadurch im Satz unterscheidbar. Im Wortgefüge *Chël Bel Di* sind etwa allein von der Lautfolge her eindeutig drei Einheiten oder Segmente gegeben, und zwar durch derartige Grenzsignale. Kein badiotisches Wort beginnt mit *-lb-* oder *-ld-*, und keines endet auf *-lb* oder *-ld*, wohl aber auf *-lp* oder *-lt* (*alp, éalt*). Auch im Lombardischen oder Südbairischen werden die Wörter ähnlich gegeneinander abgehoben, aber mit anderen Gruppen oder auch anderen Möglichkeiten. Ein *fafé* (Rendena) wäre in den Dolomiten unmöglich (*faté*), ein *erscht, Durstcht* (bair.) ebenso; vgl. Angleichungen wie in *chiafé* 'geschaffen'.

Kommt man über den Apennin, so wird diese Abgrenzungsfunktion — längeren Wörtern entsprechend — vom An- und Inlaut getragen, aber nicht vom Auslaut wie im Norden. Toskanisch *trekkanti*, das Sie wohl vom Lexikon her kennen, hat eine in Norditalien unmögliche Doppelkonsonanz mit paralleler sprachlicher Leistung, wie wir sagen, ebenso die Variation in *lusa* = *la hasa*, wie H. Weinrich nachwies. Hier in den Dolomiten gilt Ähnliches für den Auslaut, nämlich *al äsc* = *dij el etc.*

Ebenso läßt sich lat. *Chël (Bel Di)* in den romanischen Pronominalstrukturen erklären gegenüber *tosk. Iddio* oder dt. „Gott — der Herrgott — (der) unser Herrgott“, und das lat. *bel* in (der) Vokabularstruktur auch, wenn auch weniger deutlich (afz. *biaus Sire* 'lieber Herr'). Eine Sprache ist daher eine organische Struktur, in der ein Funktionselement das andere bedingt und trägt, aber keine Maschine, für die es ohne weiteres Austausch- und Ersatzteile gibt. Daher wacht auch ein gesundes Sprachgefühl darüber, daß nicht beliebige Teile verändert oder ersetzt werden können, die ein Funktionieren des recht vielfältigen und auch vom Fachmann noch nicht überall durchschaubaren Systems gefährden oder gar unmöglich machen würden.

Die kurzen, vielfach einsilbigen Wörter des Ladinischen bedingen einerseits ein reiches Lautinventar, andererseits viele Lautgruppen, wie schon angedeutet wurde:

das Badiotische hat wahrscheinlich 10 Vokale und 20 Konsonanten, in einer Silbe maxim. 6 Laute;
das Grödenische (E. Urzi) hat 8 Vokale und 21 Konsonanten, in einer Silbe maxim. 6 (?) Laute;
aber das Venezianische (G. Lepescky) hat 7 Vokale und 17 Konsonanten, in einer Silbe maxim. 5 Laute;
oder das Südalemannische 10 Vokale und 18 Konsonanten, in einer Silbe maxim. 8 Laute.

Der offensichtliche Vorteil, an ein sehr differenziertes, vielfältiges Lautsystem und energieraufwendige Lautgruppen beim Sprechen gewohnt zu sein, liegt im viel leichteren Erlernen laut- und gruppenärmerer Sprachen, und das sind nicht wenige in Europa. Jeder von Ihnen weiß, wie sich ein Südtiroler um die Aussprache des *B* und *ö* bemühen muß, ebenso ein Deutscher um das *j* oder *ö* (*für, hör, jänt, äsaut*). Vereinfachen ist eben viel leichter als ergewohnt Neues dazulernen.

Eine nähere Charakteristik des Wortschatzes wäre sehr interessant und aufschlußreich in Bezug auf eigene Lebens- und Denkformen der Ladiner, die sich in Ausdruck spiegeln, kann aber hier nur in wenigen Beispielen angedeutet werden. Weit ab vom jodion größeren Gewässern, fehlt dafür auch eine genaue Terminologie (Boote, Fachsprache Fischeri etc., *päso*, aber *barca*; *ova* figurativ). Blumen- oder Schmetterlinge sind alt heimisch wie auch Eisen- und Holzbohrer, Zimmermannsarbeit älter als die junge Tischlerei (*èr, mül, vascel, biscia, Fa Pèdala; feurijör, avelün; taia, pumila, giaridta, borèl; zumpard, listier* etc.). Einzelhof und Siedlungswesen sind gut zu belegen (*fäk, majun, cöziara, Kac; FN Sornel, La Ra, La Fä* etc.). Sehr breit ausgebaut und genau sind Ortsnamen und -präpositionen (*la, ca; Wäun, forann; sö, kasson, jö, da* etc.), diese waren und sind für den Gebirgsbewohner offensichtlich bedeutsam und wurden auch dementsprechend erweitert.

Wie ich dem „Grund- und Aufbauwortschatz Italienisch“ von P. Giovanelli entnehme, kann man mit etwa 2000 Wörtern einen normalen Text zu 85 Prozent erfassen, mit 4500 Wörtern schon fast zu 95 Prozent. Nach anderen Forschungen ist ein so großer Grundwortschatz aber zu hoch angenommen, denn das aktiv gebrauchte Vokabular eines Großstadlarbeiters liegt sicher unter 2000 Wörtern. Das Badiotische hat wenigstens 5000 Wörter, mit Ableitungen sind es in meiner Kartei über 7000. Daß man sich mit diesem für ein häusliches Idiom beachtlichen Wortschatz recht gut verständigen kann, hörte ich oft in Bauernstuben oder bei der täglichen Arbeit.

Wenn angemessene, dem Ladinischen adäquate Belange erwähnt wurden, so meine ich damit Einschränkungen auf die hier naturgegebenen Lebensverhältnisse. Wer das Ladinische nur aus dem Schrifttum kennt, wird es sehr schief beurteilen, insbesondere, wenn er sich auf die Anfänge stützt: Während Rechtsdokumente — ich meine die unterbad. Statuta von 1703 — in den Dolomiten wie auch in Frankreich und Italien schon recht gut die Volkssprache wiedergeben (afz. Straßburger Eide 842. alt. Zeugenformeln ein gutes Jht. später), sind die etwas späteren größeren Texte religiös-didaktischen Inhalts viel stärker von der entsprechenden und noch übermächtigen Schriftsprache beeinflusst. Diese Sequenzen, Heiligensagen und Predigten latinisieren bzw. italisieren so kräftig, daß man sich nicht vorstellen kann, auch nur ein gewöhnlicher Mann habe damals so gesprochen. Das belegen in diesen Tälern die „10 Gebote“ (1836) und andere frühe Katechismen oder Primizgedichte in den ersten Zeilen, bis der Autor — mit der Feder — seinem Badiot näherkommt. Erst in diesem Jahrhundert wird das religiöse Schrifttum für den Ladin von seiner gewöhnlichen Ausdrucksweise her verständlich, und es scheint ein langer Weg zu sein vom lat. „*ego sum via et veritas et vita*“ zum lad. *i sun i tru (la strada), l'avrité y la vita* (Joh. 15. 6).

Der Gründe gibt es dafür mehrere, wie ich glaube, und nicht zuletzt die *Abwanderung*. Der intellektuelle Ladin — der Bauer schreibt ja gewöhnlich nicht — mußte bisher seine Heimat zehn- oder elfjährig verlassen, sprach und hörte bis auf einige Ferienwochen nur sehr selten sein Idiom, und zwar gewöhnlich fast 15 Jahre hindurch oder — berufsbedingt — noch länger. Der aktive Gebrauch einer so lange verdrängten Ausdrucksweise muß notwendig darunter leiden, wie jeder einsehen wird. Es ist sogar im Gegenteil verwunderlich, daß Autoren wie Mikorä Bacher, Tita Alton, Mati Declara oder beide Landschneider sich noch so gut im Idiom ihrer Kindheit ausdrücken können, auch wenn ein einfacher, aber sprachlich viel sicherer Bauer manches vielleicht etwas anders ausgedrückt hätte.

Ein weiterer Grund liegt in der häuslichen Fach- und *Berufssprache*, die hier naturgemäß breit ausgebildet wurde und damit das Ladinische viel stärker prägte — nämlich kern und kern, wie manche meinen — als stadtverbundene Fachsprachen aus Handel und Gewerbe eine urbane Ausdrucksweise. Die allermeisten von Ihnen werden etwa das Heben im eigenen Idiom spielend bis in die Einzelheiten genau beschreiben können, während im städtischen Italienischen oder Deutschen dafür eine Reihe von Begriffen einfach fehlt: *la faté ätala l bi, l aldagn é dër gran* etc. kann ich auch nur in meinem Südalemannischen ausdrücken. Verwendet der Ladin aber gar — wie auch seine häuslichen Nachbarn — die gleichen Ausdrücke für Mensch und Tier, so glaubt mancher Großstädter, eine derartige, zwischen Stall und Haus nicht unterscheidende Ausdrucksweise sei eben entsprechend roh, grob und derb. Das ist aber leider Aberglaube, denn ein bad. *scarasté*, Unterld. *scarascé* 'docken (Stier)' kommt wie ital. *carezzare* vom lat. *caritas* = *are*, und es schimmert gerade umgekehrt eine viel menschlichere Einstellung des Bauern zu seinen Tieren durch, von denen er lebt, mit denen er arbeitet, die er genau kennt und mit Namen ruft. Will man eine richtige derbe Sprachform hören, so findet man diese ebenso gut bei einem Taxichauffeur aus der Großstadt wie bei einem Führer vom Land, wenn sie ihren Ärger die Zügel schließen lassen. Manche von Ihnen werden vielleicht in „Nos Ladins“ gelesen haben, wie aus-

dhnessvoll und häufig dagegen ein A. Trebe seine Gefühle in Worte faßt, und dies ganz schlicht in seinem Ladinischen (Mareo).

Ich wollte einige Eigenheiten aus Werden, Gestalt, Bau, Inhalt und Lebensbedingungen des Ladinischen beleuchten, um aufzuzeigen, wofür sich der Ladinor eigentlich einsetzt, wenn er etwas auf seine Sprache hält. Ein Erbe verpflichtet, Werte zu wahren, zu mehrern und weiterzugeben, wie Dacor die Höfe — in meiner Mundart nennt man diese „Hamat“ (Hömat) — sehr deutlich zeigen. Im Sprachlichen ist jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft in der Erbfolge und trägt entsprechende Verantwortung. Es spricht selbstverständlich niemand, wenn er abends müde vom Tagwerk kommt, am Faudienfisch so, wie Dante oder Goethe schreiben, auch kein Toskaner Bauer oder Frankfurter Arbeiter. Eine Sprache ist eben oft nur ein Verständigungsmittel, aber ein sehr vielfältiges, reiches Instrument mit verschiedenen Saiten oder Manneln und Register, wenn man den Vergleich mit einem Manuskript wagen darf. Wer jedoch nur drei oder vier Gitarrengriffe kennt oder Tomarten beherrscht, wird nicht einmal jedes Volkslied, geschweige anspruchsvollere Werke bewältigen. Der Fehler kann grundsätzlich am Spieler oder am Instrument liegen; daß wirkliche Beherrschung lauges Bemühen voraussetzt. Regt im konkreten Beispiel auf der Hand, und was eine ganz einfache Gitarre oder „Klampfe“ hergeben kann in der Hand eines Meisters, mag uns zur Vorsicht mahnen in der voreiligen Beurteilung der Ausdrucksmöglichkeiten eines Idioms.

Wichtig erscheint mir die klare Unterscheidung wenigstens dreier Sprachebenen, sozusagen dreier Tonarten, die ein gebildeter Mensch im Sprachlichen — freilich je nach den Gegebenheiten mit verschieden gelagertem Schwerpunkt — beherrschen sollte: Dialekt, Umgangssprache und Hochsprache.

Der Dialekt ist meiner Ansicht nach die kräftigste, farbenreichste und wärmste Ausdrucksweise, in die wir auch im Affekt spontan zurückfallen (Freude, Schmerz, Liebe, Zorn etc.). Aus diesem Nährboden erneuern sich ja auch stetig die übergelagerten Sprachebenen wie sog. Sonder- und Fachsprachen, Regionalsprachen, Literatursprachen. Wo er zugrunde geht, drängen sich Sonder- und Gruppensprachen wie Argot — eine Art französisches Rotwelsch, gergo — in die entstandene Lücke, wie Paris deutlich zeigt.

Etwas regionaler ausgeglichen, aber auch durch Sprachmischung farbloser und zweckhafter orientiert sind breitere Umgangssprachen, wie man sie auf größeren Märkten etwa hören kann. Sie ersetzen in vielen Sprachgemeinschaften mit starker regionaler Gliederung wie im Deutschen oder Italienischen für den Großteil der Sprecher die Hochsprache, besonders im aktiven Sprachgebrauch. Wie E. Kühbacher, ein guter Kenner der deutschen Dialekte Südtirols, unlängst schrieb, fehlt auch im Südbairischen — gegenüber ganz Norditalien und dem süddeutschen Raum — eine entsprechende Umgangssprache, vielleicht als Folge der Mehrsprachigkeit?

Die Hochsprache oder Lingua verfügt regional unter allen dreien über das ausgedehnteste Gebiet (passiv, also im Verstehen), den breitesten, aber heterogenen Wortschatz und ist durch meist lange Schriftlichkeit am starrsten. Es bedarf eines großen Meisters, um sie zu beleben, um ihr echte Aussagekraft abzurufen. Eine eigenartige Tatsache ist, daß trotz — oder wegen — der langen und vielfältigen Normbestrebungen in denartigen Hochsprachen der Philologe gerade diese in Bezug auf ihre Struktur als regelloseste empfindet, weil Akademie (Crucca) wie Wörterbuchredaktionen (Duden) meist Sprachentwicklungen nachgeben und Kompromisse schließen müssen. Während etwa im Dolomitenladinischen vier oder fünf Sprachlaute (Phoneme) umstritten und unsicher sind, schwanken die Untersuchungs-ergebnisse für die Hochsprache Französisch oder Italienisch gleich um das Doppelte bzw. Fünffache.

Mit der Lebenskraft der einzelnen Sprachebenen kommen wir zur Geltung des Ladinischen. Der regionale Geltungsbereich

hier um die Dolomiten leuchtet ein, und bestimmt wird er letztlich nicht durch deskriptive oder historische soziorale Philologen, sondern durch den Sprachwillen der einzelnen Sprecher oder Dialektgemeinschaften (L. Heilmann). Im Hinblick auf die erste der genannten Sprachebenen zeigt sich das Ladinische in den Bauernhöfen gesund, vital und reagiert abwehrend oder assimilierend auf fremde Einflüsse. Es ist fest verankert in der bäuerlichen Lebensweise, in Feld- und Waldarbeit, in der Vieh- und Milchwirtschaft, im Tätigkeitsbereich von Frau und Familie. Würde es hier ersetzt durch angrenzende Dialekte oder Umgangssprachen, so bedeutete dies nicht nur sprachliche Verarmung, Verlust einer organischen Ausdrucks-Tonart, sondern sicherlich auch das Dalinsische damit eng verbundener Lebensgewohnheiten und Denkweisen, die den einzelnen entwürzeln müßten. Überkommene Lebensgestaltung hat sich immortell dauernd mit der oft harten Realität auseinandergesetzt, und manch positive Neuerung der großen Ebenen in Süd und Nord entbehrt in unseren Bergen ganz einfach der Grundlage.

Verkehr und Kontakte innerhalb der ladinischen Täler, bewußter Sprachgebrauch in deren Gemeinschaft, Pflege von Literatur, Kommunikationsmitteln, wie Zeitung und Radio, müßte ich Meilensteine auf dem Weg echten Sprachlebens nennen. Sprachliches Selbstbewußtsein ohne Überheblichkeit, aber auch ohne Minderwertigkeitsgefühl gegenüber anderen kann erst aus der Pflege der eigenen Ausdrucksformen erwachsen. Kennen und Nutzen dieses eigenen Erbgutes und seine berechnete Wertschätzung bilden das Tor zum tieferen Verständnis anderer Sprachschichten sowohl wie anderer Kultursprachen, um das heute mehr denn je ein jeder zu beneiden ist. Voraussetzung für die Erlernung jeder fremden Sprache ist, Sprache zu kennen, also eine eigene Ausdrucksweise (Erstsprache) wirklich zu beherrschen. Ohne tragfähigen Pfeiler kann man keine Brücke bauen, und diese Aufgabe hatten nicht nur Ihre Vorfahren, sondern auch Sie alle heute noch.

Man macht auf der Universität bald die Erfahrung, daß jene Ladinor Studenten, die sich für ihr eigenes Idiom interessieren und daher meist sich entsprechend sicher darin bewegen, es gut beherrschen, fast immer auch mit dem Deutschen oder Italienischen am wenigsten Schwierigkeiten haben (P. Martinor). Daß aber eine mehrsprachige Erziehung der Kinder von den ersten Gehversuchen an einmal ihr Reden überhaupt verzögert, zum zweiten meines Erachtens keine unwiederbringlichen Vorteile gewährt, bestätigen Ihnen unvoreingenommene Statistiken (A. v. Weiss, Estland). Es mag manchem als Bürde und Nachteil erscheinen, sich von vorneherein auf mehrere Idiome austreten zu müssen. Je nach Broterwerb und Umgebung zwar graduell verschieden, trifft dies auf die meisten Menschen heute zu, und ich halte es für sinnlos, sich gegen ein reales Erfordernis des modernen Lebens zu stellen. Man hat etwa nachgewiesen, daß nur die Leute in den Bergen das Heimweh (*increscimina*) benehmen — und damit entsprechend empfinden. Ich glaube auch, daß man eine echte Heimat haben muß, um die Fremde mit Gewinn erleben zu können, daß man eine Rede im Herzen tragen muß, um andere begreifen und echt erwerben zu können.

* Dem Chur-Welsch entspricht bair. **Kaurwelsch** (wie *pur/paur*), ebenso wohl dem Churwelsch dann umgedeutetes **Kauderwelsch** (erst Lokalsprache, dann unverständliches, bizarres, barbarisches Romanisch und auch Argot gemeint); **hineingedeutetes Kraut (wallisch)** zielt natürlicherweise auf ein Mischmasch-Romanisch, das auch der Abteier N. Bachler (18... noch annahm, wenn er im Badiot ital., frz., lat., dt. Wörter „feststellte“. Die allgemein spitzere Kritik an Nachbarn trifft nicht nur Ladinor, auch sie treffen andere (**barbaros**, -us, **bergamasco**, **lombert**, **bedoi**; **Baier/Bär**, **Pumpaluser** alem.). Wann und ob mit Kaur- oder Kauderwelsch zuerst dieses Ladinisch gemeint wurde, wäre viel aufschlußreicher dema Spitznamen im Ausdruck alltäglichen Gruppenhaders.

* Darüber wird gerade an unserer Universität gearbeitet, denn die Interferenz zwischen roman. archaischer Adverbstruktur (Typ *su/giù, dentro/fuori, qui/li*) und germ. freier Vorpartikel mit Rollwert (*hin/her*) ist bezeichnend für diese Täler.

KARIN LAIMBÖK

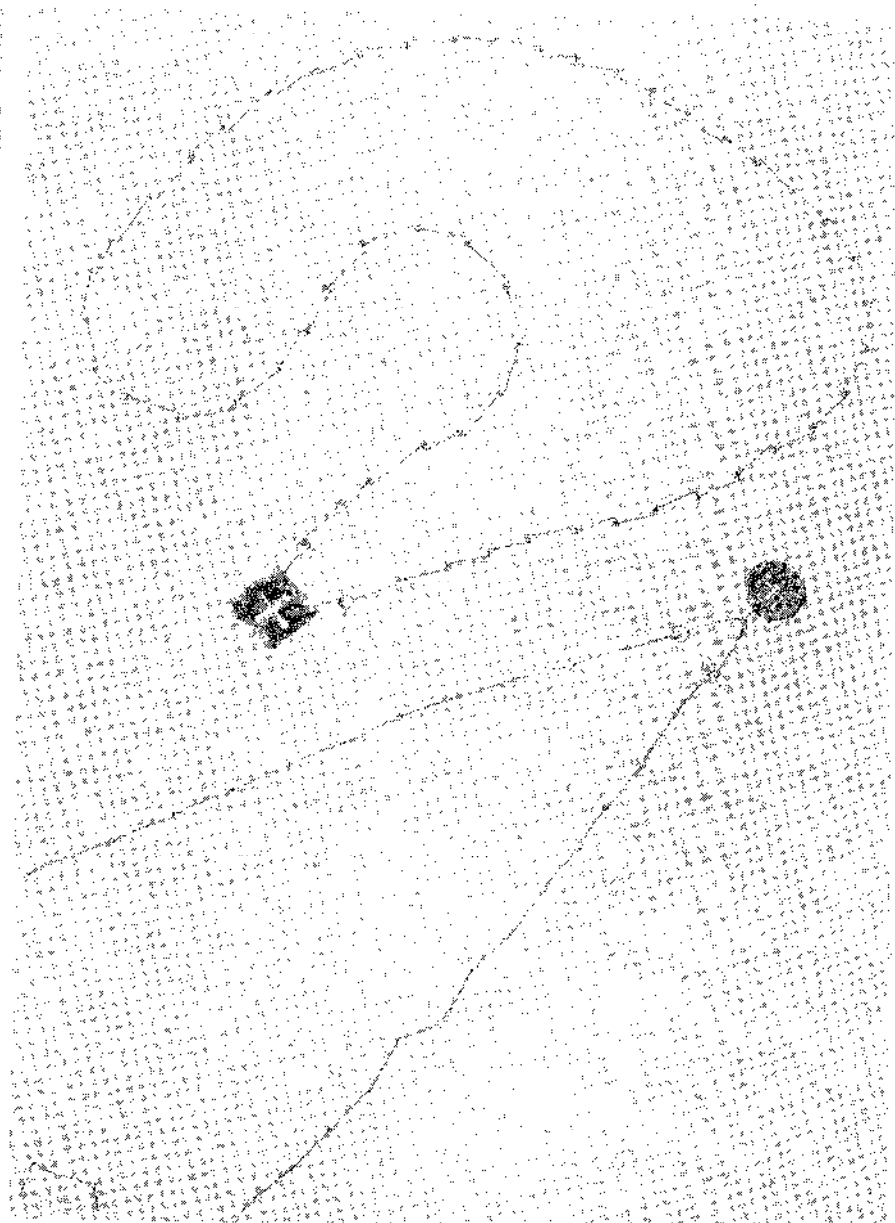
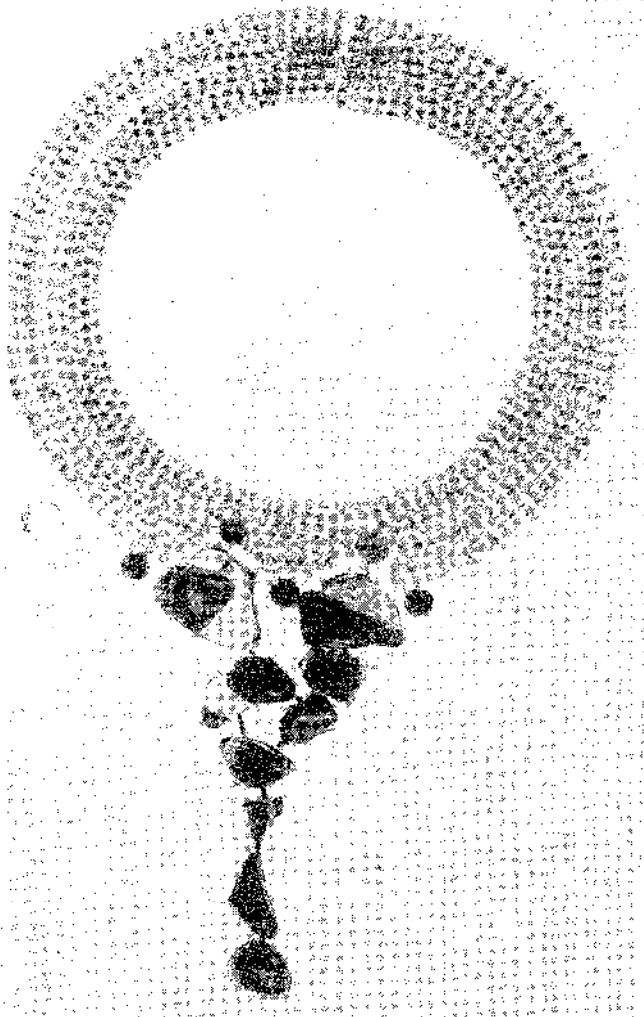
Von Pepi Zelger, Innsbruck

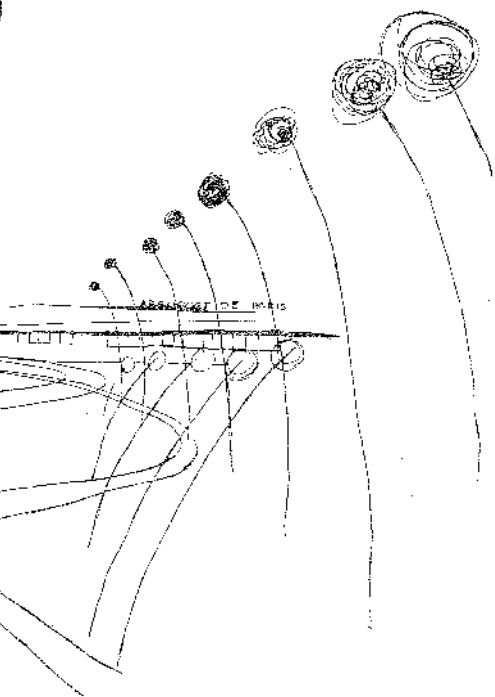
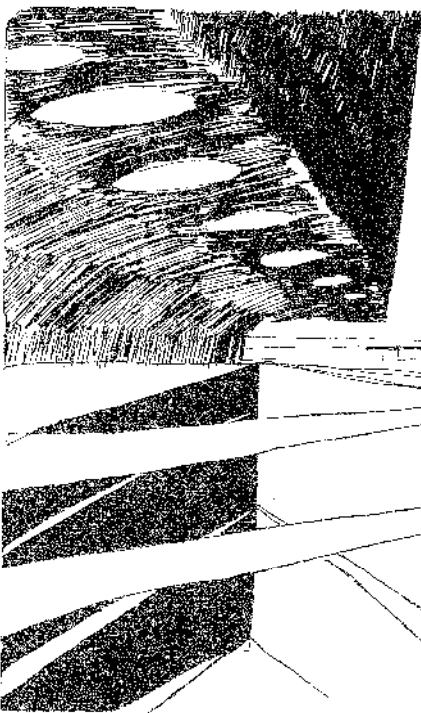
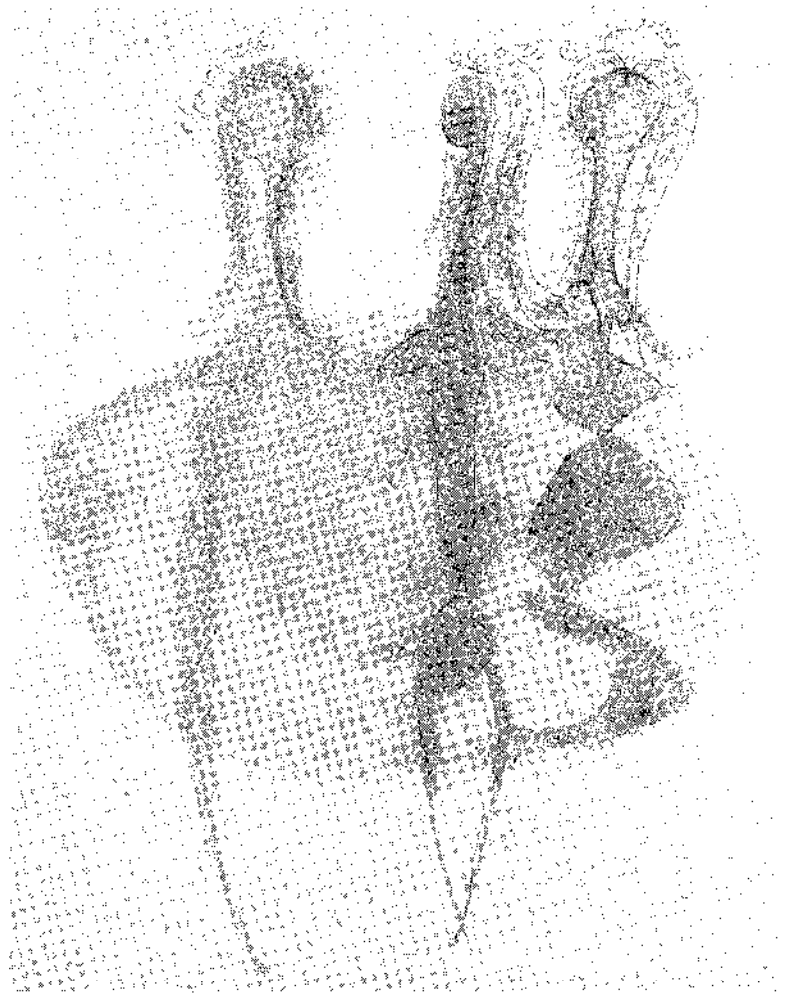
Ihre Hauptarbeiten liegen auf dem Gebiete des Kunst- und Modeschmuckes. Laimböck besuchte zwar ein Jahr lang die Malerklasse der Akademie für angewandte Kunst in Wien (1959), wechselte dann aber in die Klasse für Schmuck und Metallplastik über (1960). Als ihr Professor starb, arbeitete sie beim bekannten Goldschmied Kölblinger in ihrer Heimatstadt Innsbruck (1961) und legte schon nach einem Jahr die Gesellenprüfung ab. Nach drei weiteren Studienjahren in Wien erlangte sie das Diplom für Metall- und Plastikarbeiten (1965).

Laimböck zeigte ihre Arbeiten erstmals in der Ausstellung der Meisterklasse für Metallarbeiten „Wiener Geschmuck — Wiener Form“ (1964). Nach guten Verkaufserfolgen (Verkauf an die Pariser Modeschmuck-Schöpfer P. Cardin und L. Pé-

rand) zeigte sie sowohl Schmuckstücke als auch Malarbeiten und Zeichnungen in einer etwas unkritisch ausgewählten Personalausstellung im Zentrum Schöneberggasse in Innsbruck (1967 — Laimböck zeigte hier auch Bilder, die sie selbst ursprünglich nur als Experimente oder Gelegenheitsmalerei auf irgend ein Erlebnis hin angefertigt hatte). Bei der Weltausstellung in Montreal war Laimböck mit sechs Modeschmuckarbeiten beteiligt. Jetzt ist Laimböck Kunstzeichnerin an einer Innsbrucker Schule und arbeitet gelegentlich an Entwicklungsaufträgen der Firma Swarovsky.

Wir zeigen ein Beispiel für Modeschmuck, eines für echten Schmuck in Gold, ein Aquarellbild „Die Grazien“ und ein Beispiel aus der Reihe der Tagebuchblätter „Flughafen Paris“.





Gespräch mit Dozent Samsonov, einem sowjetrussischen Wissenschaftler

Anlässlich des Österreich-Besuches einer Gruppe sowjetrussischer Wissenschaftler verschiedenster Fachrichtungen und aus verschiedenen Sowjetrepubliken, hatten die Redakteure von CONCEPTUS, der Zeitschrift der Innsbrucker Philosophiestudenten, (Meinrad Perrez, Günter Posch, Pepi Zeiger -- alle schon seit längerer Zeit Skolast-Mitarbeiter), Gelegenheit, mit dem Philosophen-Pädagogen und Mitglied des armenischen Parlaments Samsonov zu sprechen. Das Interview wird im Jänner 1968 in CONCEPTUS nächstemal veröffentlicht werden.

Frage: Würden Sie uns, Herr Samsonov, vorerst einiges über Ihre Ausbildung mitteilen?

Antwort: Ich war zuerst wie mein Vater Arbeiter in einer Fabrik, konnte dann die Mittelschule besuchen, die bei uns 10 Jahre dauert. Auf die Mittelschule folgte das Eintrittsexamen für die Universität. Sie wissen, daß wir viel zu wenig Ausbildungsplätze für Akademiker haben: in Armenien konnten beispielsweise 1967 von 40.000 Anwärtern nur 8000 an der Universität aufgenommen werden. An der Uni schloß ich die Aspirantur ab, worauf man eine wissenschaftliche These als Kandidat der Wissenschaften zu verteidigen hat. Darauf folgten eigene wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen auf philologischem und philologischen Gebiet, auf Grund derer ich zum Hochschuldozent ernannt wurde. Heute bin ich Leiter eines pädagogischen Institutes und Parlamentarier in der armenischen Sowjetrepublik.

Frage: Wir möchten Ihnen einige Fragen, die die Psychologie betreffen, stellen. Wie weit wird in der Sowjetunion Sozialpsychologie betrieben?

Antwort: Man interessiert sich in der Sowjetunion heute sehr für Sozialpsychologie, und dies in zunehmendem Maße, da man erkannt hat, daß die soziologischen und sozialpsychologischen Probleme zu den dringendsten und brennendsten gehören, die nur über die wissenschaftliche Erschließung gelöst werden können.

Auch die diesbezügliche psychologische Forschung baut auf die Reflexologie von Pawlow auf, geht aber auch über diese hinaus.

Frage: Wird auch psychoanalytisches Gedankengut in die Psychologie aufgenommen?

Antwort: Ich muß sagen, Freuds Lehre hat in der Sowjetunion keinen nennenswerten Boden gefunden. Ich persönlich bin der Ansicht, Freuds Libidotheorie und die Vordrängungslehre seien eine große Entdeckung, deren Beachtung in der Psychologie durchaus vonnöten ist. Wie andere Psychologen und Philosophen darüber denken, ist mir nicht bekannt, da sehr wenig darüber geschrieben wird.

Frage: Erlauben Sie mir nun bitte eine sozialpolitisch-philosophische Frage: Alexei Kossygin hat in der Gouvernementsrede vom 3. August 1966 unter anderem ausgeführt: „Der Triumph des Sozialismus in unserem Land ist gleichbedeutend mit der Emanzipation des Individuums.“ Mit anderen Worten wird der Vorteil des Sozialismus in Korrelation zur Emanzipation des Individuums gebracht. Da möchte ich Sie fragen, inwiefern glauben Sie, die Emanzipation des Individuums innerhalb der liberalistischen Wirtschaft sei nicht oder weniger gut vor sich gegangen?

Antwort: Weder die Geschichte noch die Herrn Studenten sind berechtigt, uns das Recht auf diese Auffassung abzusprechen, daß Sozialismus und Emanzipation des Individuums in wechselseitiger Beziehung stehen. Zahlreiche Gelehrte der bourgeoisen Meinung, der Begriff des Individuums hätte nur in der bürgerlichen Gesellschaft einen Platz. Aber dieser Begriff ist schon viel älter, und wir alle verstehen darunter die Freiheit der Persönlichkeit. Schon die alten Griechen strebten nach der Freiheit der Einzelperson. Was ist denn der Kampf der Helden gegen die Götter anderes als das Streben, seine freie Persönlichkeit wahrzunehmen? Die Frage in Be-

zug auf den Vergleich mit den heutigen sowjetischen und kapitalistischen Wirtschaft kann nur historisch beantwortet werden.

Das Bestreben, den Menschen von jenem Existenzkampf unter Menschen und gegen Menschen zu befreien, vom Zwang mit seinesgleichen einen Kampf um die Existenz zu führen, was unserer Meinung nach einer der Hauptmängel der kapitalistischen Gesellschaft darstellt, ist das Ziel des Sozialismus-Marxismus.

Frage: Die Hypothese von Marx, die in einer bestimmten historischen Situation, auf dem Hintergrund von tatsächlichen Kapitalismus und tatsächlichem Proletariat entstanden ist, verstehen wir alle. Nun ist aber ein Jahrhundert verflossen, und meine Frage geht dahin, ob Sie noch heute, wenn Sie die liberalistische Wirtschaft und die kollektivistische und die darauf gründenden Lebensformen der Individuen vergleichen, immer noch die Emanzipation des Individuums als spezifischen Triumph des Sozialismus betrachten? Kossygin fährt nämlich in derselben Rede später fort, die völlige Genugtuung der materiellen und kulturellen Bedürfnisse sei nur auf Grund höherer Produktivität möglich und stellt dann fest: „Unser Handel kann die Lebensbedürfnisse noch nicht decken.“ Darauf gibt er an, welche Maßnahmen deshalb getroffen werden müssen. Dann darf ich auch hinweisen, daß das Hauptthema des neuesten Buches des polnischen Marxisten Adam Schaff die Entfremdung im Sozialismus behandelt. Dieses Buch („Marxismus und das menschliche Individuum“, Wien 1965) setzt sich mit den Erscheinungen der marxistischen Gesellschaft, die der Emanzipation des Individuums entgegenwirken, auseinander.

Antwort: Die ganze Richtung des Gesprächs gefällt mir nicht. Ich werde hier gezwungen, den Genossen Kossygin zu kommentieren.

Frage: Sie werden mir dann eine andere Frage erlauben: 1964 stand im sogenannten HITCHEV-Rapport: „Unsere Partei hat gemäß den Forderungen Lenins immer auf aktive Weise gegen die religiöse Ideologie gekämpft... Im Programm, das der 22. Kongreß der KP der Sowjetunion angenommen hat, hat sich die Partei als Aufgabe vorgenommen, das Bewußtsein der Sowjetbürger vollständig von den Ueberbleibseln des alten Regimes -- die religiösen Vorurteile inbegriffen -- zu befreien... Unsere Aufgabe besteht darin, die religiöse Ideologie aktiv zu bekämpfen, allen Sowjetbürgern eine wissenschaftliche Weltanschauung zu vermitteln...“ Wir möchten Sie fragen, wie sehen Sie diese Maßnahmen im Einklang zur diesbezüglichen Auffassung von Karl Marx, der Bauer im Zusammenhang mit der sogenannten „Judenfrage“ folgendes entgegenhielt:

1. Daß die menschliche Emanzipation mit der politischen identisch ist.
2. Daß der Staat die Entfremdung verursacht, daß es gerade zum Wesen des Staates (Hegel) gehöre, Entfremdung zu fördern und zu bewahren.
3. Daß nicht die Emanzipation der Religion die menschliche Emanzipation bedingen würde, sondern umgekehrt, daß der Mensch sich erst von der Religion emanzipieren würde, nachdem er sich sozial emanzipiert hätte.

Antwort: Die Fraktionäre der Kirche haben dasselbe Recht, die Auffassungen ih-

rer Religion zu propagieren. Und das geschieht auch wirklich, da es genug aktive tätige Kirchen gibt. Aber wir behalten uns das Recht vor, genau so unsere eigenen Ideen zu propagieren. Der Marxismus ist im Grunde genommen gar nicht gegen die Religion, sondern für eine wissenschaftliche Weltanschauung.

Frage: Eben deshalb ist der Hitchen-Rapport unverständlich, da Marx in der Auseinandersetzung mit Bauer die aktive Kampagne gegen das religiöse Bewußtsein als völlig verkehrt verurteilt hat, da es von der sozialen Emanzipation abhängig sei, wie weit das religiöse Bewußtsein zusammenhängt ist bei Hitchen auf den Kopf noch vorhanden sei. Der ursprüngliche Zugestell -- genau das, was Marx Bauer vorgeworfen hatte.

Antwort: Das widerspricht einander nicht. Das Bewußtsein des Menschen besitzt eine relative Unabhängigkeit, Selbstständigkeit. Und auch nach Veränderung gewisser Lebensverhältnisse verschwinden religiöse Vorstellungen ohne eine ideologische Einwirkung trotzdem noch nicht. Das Bewußtsein beruht lediglich auf materiellen Grundbedingungen, ist aber nicht mit ihnen identisch. Würde das Bewußtsein des Menschen blind und unmittelbar den materiellen Einwirkungen folgen, so würde das Bewußtsein gerade das verlieren, wodurch es sich definiert, und es würde sich zu einem materiellen Teil des Menschen umwandeln. Aber der Marxismus verneint, daß das Bewußtsein bloß Materie sei, sondern behauptet, daß es auch noch etwas anderes ist. Weil das Bewußtsein relative Selbstständigkeit besitzt, ist es dem Menschen überhaupt ermöglicht, sich schöpferisch entfalten zu können.

Ferner werden die Herrschaften doch keine politische Partei nennen können, die ihre Ideologie nicht aktiv zu propagieren bestrebt ist. Und auch bei Ihnen in Westeuropa gibt es doch eine Menge historischer Überbleibsel, die zwar absolut keinen aktiven Boden mehr haben, aber trotzdem einfach nicht verschwinden wollen. So bei uns, es sind Veränderungen vor sich gegangen, aber nicht so weit, daß schon jetzt alle religiösen Überbleibsel verschwinden könnten.

Frage: M. a. W. Sie versuchen, Hitchen gegen Marx zu stützen. Ich darf Ihnen aber auch sagen, daß Roger Garaudy, der Intellektuellenführer der französischen Marxisten, öffentlich zum Hitchen-Rapport Stellung bezogen hat und zwar in der Weise, daß er ausführte, der Inhalt des Hitchen-Rapports stehe im Gegensatz zur Lehre Marx' und sei aus marxistischer Sicht nicht tragbar.

Antwort: Da es immerhin auch unter Kommunisten Meinungsfreiheit gibt, so sind wir auch hier und da untereinander in Widerstreit.

Frage: Wie beurteilen Sie die chinesische „Kulturrevolution“?

Antwort: Außerst negativ, als tatsächliche Barbarei.

Frage: Aber es gibt nicht nur einen Marxismus? Entweder sind die Chinesen wahre Marxisten oder die Russen.

Antwort: Das wird die Geschichte entscheiden, sie wird das Urteil fällen. Jeder glaubt sich im Recht, jeder kann dem andern das Recht abzusprechen versuchen. Wir haben kein anderes Kriterium als die Zukunft.

Das möge auch für die Auseinandersetzung der marxistischen und der nicht-marxistischen Weltanschauungen gelten: Die Zukunft wird entscheiden.

Die deutschen Katholiken und die jüngste Vergangenheit.

Zu den zeitgeschichtlichen Kontroversen seit 1961

Von Hans Rink

Der Aufsatz „Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933“, den der Jurist und Historiker Ernst-Wolfgang Böckemünde im Februarheft 1961 der Zeitschrift „Hochland“ veröffentlichte, hat sogleich erst jene intensive und leidenschaftliche Diskussion über das Thema Katholizismus und Nationalsozialismus ausgelöst, deren Teilnehmerkreis sich schon bald über konfessionelle und nationale Grenzen hinaus ausdehnte. In einer ständig wachsenden Zahl von Büchern, Broschüren, Zeitschriften- und Zeitungsartikeln, Vorträgen und Diskussionen prallten die unterschiedlichen Meinungen heftig aufeinander. Im Kreuzfeuer des Für und Wider standen nach Böckemündes Aufsatz insbesondere das Erstlingsstück „Der Stellvertreter“ des evangelischen Schriftstellers Rolf Hochhuth¹, die Streitschrift „Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute“ des Münchener Publizisten Carl Amery² und die Untersuchung „Die katholische Kirche und das Dritte Reich“ des amerikanischen Politologen Guenter Lewy³.

Die Heftigkeit, ja Bitterkeit dieser jahrelangen Kontroversen hat ihren tieferen Grund in der Tatsache, daß bis in die sechziger Jahre hinein eine eklatante und offene Auseinandersetzung der deutschen Katholiken mit ihrer jüngsten Vergangenheit unterblieben ist. Die ersten Nachkriegspublikationen beschäftigten sich, von Ausnahmen abgesehen, ausschließlich mit der „christlichen Bewahrung“ der Kirche im Widerstand gegen die nationalsozialistische Unterdrückungspolitik. Von der Bewußtseinslage jener Jahre unmittelbar nach der Katastrophe her läßt sich für diese vorangie Sicht durchaus Verständnis aufbringen. „Die jahrelange Zurückhaltung offizieller Kirchenstellen, die der Einstellung in großen Teilen des christlichen Volkes entspricht, hat ihre besonderen Gründe in der Situation der Kirchen beim Zusammenbruch 1945. Die Machthaber des Dritten Reiches hatten — ohne es zu wollen — die Kirchen in eine Märtyrer-Rolle gedrängt, was das moralische Ansehen der Kirchen nach dem Zusammenbruch bedeutend vermehrte. Sie bildeten überhaupt die einzige Autorität, die den völligen Zusammenbruch in Deutschland im wesentlichen unangefochten überlebte. Verständlicherweise war man in kirchlichen Kreisen

Der eigens für den Skolasten verfaßte Artikel zu einem heiklen Thema ist objektiv, enthält aber manch unangenehme Seite. Der Autor würde sich freuen, wenn viele kritische Zuschriften, besonders aus der Reihe der Priester, ausgingen.
Die Redaktion

darauf bedacht, dieses moralische Ansehen zu hüten und einzusetzen. Hier wurde ein Selbstverständnis entwickelt, das in den geschichtlichen Gegebenheiten nicht fest begründet war.“⁴

In Anbetracht der schwierigen allgemeinen Verhältnisse nach 1945 ist es auch verständlich, daß das damals benötigte dokumentarische Material zum Kirchenkampf zunächst nur in editionstechnisch unbefriedigenden Sammlungen veröffentlicht werden konnte, wenngleich sich die Auslassung gewisser Dokumente und die (oft nicht gekennzeichnete) Kürzung anderer nur als gezielte Maßnahmen erklären lassen. Hans Müller hat dies vor allem für die lange als „Standardwerk“ angesehene Dokumentation „Kreuz und Hakenkreuz“ des späteren Münchener Weihbischofs Johannes Neuhäusler⁵ nachgewiesen⁶. Es ist bezeichnend für das Selbstverständnis der Kirche in der unmittelbaren Nachkriegszeit, daß Papst Pius XII. 1947 zu Neuhäuslers Werk und einer auf der gleichen Linie liegenden Publikation lobend feststellte, sie seien „durch die Wucht ihres dokumentarischen Gehaltes eine unaufdringliche, aber, auf Ganze gesehen, um so eindringlichere Rechtfertigung des Klerus seiner Haltung und seines Tuns in diesen 26 Jahren, den eigenen Gläubigen wie dem ganzen deutschen Volk gegenüber“⁷.

Bei allein Verständnis für die besonderen Voraussetzungen, unter denen sich dieses apologetisch bestimmte Selbstverständnis herausgebildet hat, bleibt es aber doch befremdlich, daß das einseitige Geschichtsbild jener Jahre bis 1960/61 mehr oder weniger unangefochten blieb⁸. „Verhältnismäßig spät hat man auf röm. kath. Seite die Notwendigkeit empfunden, die nationalsozialistische Kirchenpolitik einer wissenschaftlichen Behandlung zuzuführen. Man wäunte, daß einige Gelegenheitschriften und Publikationen der Nachkriegszeit dem Informationsbedürfnis der historisch interessierten Öffentlichkeit Genüge leisten würden. Dadurch wurde das Aufkommen der Meinung gefördert, die katholische Kirche in Deutschland pflege bewußt eine Widerstandslegende, die den harten Fakten nicht standhalte... Der „Stellvertreter“ und seine Folgen sind daher typisch für das Versagen kirchlicher Zeitgeschichte; die Probleme lagen irgend-

Aus der Freien Prälatur

Beliebte Diözesanen!

In einer schicksalsschweren Stunde unseres deutschen Volkes erachte ich es als eine hl. Pflicht meines oberhirtlichen Amtes, an Euch alle ein Wort der Mahnung und der Ermahnung zu richten.

Nach 2 Jahrzehnten des Friedens hat der Führer unseres Volkes die deutschen Männer zu den Waffen gerufen, um ein auf unserem Land und Volk schwer lastendes Unrecht des Versailles Friedensdiktates zu beseitigen, den Bestand unseres Reiches zu sichern und unsere nationale Ehre zu verteidigen, nachdem alle seine Versuche, auf dem Verhandlungswege eine friedliche Lösung der unabweisbaren Fragen und berechtigten Forderungen zu finden, an einer unsahbaren Verblendung gescheitert sind. Mit deutscher Treue, in voller Einmütigkeit und rühmlicher Opferbereitschaft erhebt sich das ganze Volk zur Beseitigung eines unerträglichen Unrechtes und für einen Frieden der Ehre und Gerechtigkeit.

Die Soldaten ermahnen wir, in Treue gegen Führer und Volk zum Schutz der Heimat bis zum Letzten ihre Pflicht zu tun. Die Gläubigen werden mit uns in heißen Gebeten zum Himmel stehen, daß Gottes Vorsehung den schwereren Kampf bald zu einem für unser Volk und Vaterland gelegenen Erfolg und dauernden Frieden führen möge.

Einmütig die Lasten des Krieges tragen, starkmütig die Opfer des Krieges bringen, großmütig die Wunden des Krieges heilen! Das ist die Parole der Heimat, die wie ein unerschütterlicher Balken die deutsche Erde stützt, die dem Frontsoldaten immer wieder Mut und Ausdauer zu Schwermut und Schwerfrem gibt, die den gefegneten Frieden sichert.

Schneidemühl, am 1. September 1939.

Dr. Pätz, Prälat.

HIRTENWORT DES ORDINARIUS DER FREIEN PRÄLATUR SCHNEIDEMÜHL (Grenzmark Posen-Westpreußen), Prälat Franz Hartz, zum Kriegsausbruch am 1. 9. 1939 (Faksimilierte Wiedergabe aus dem Schneidemühler „Jahrbuch“ vom 17. 9. 1939)

Auch wenn man den zwanzigjährigen Nationalitätenkampf im deutsch-polnischen Grenzgebiet berücksichtigt, bleibt es unbegreiflich, daß ein hoher kirchlicher Amtsträger noch nach sechs Jahren nationalsozialistischer Herrschaft sich so unbedenklich die offiziellen Propagandathesen zu eigen machen konnte. Von den deutschen Bischöfen, die sich zum Kriegsausbruch äußerten, zeigte der Berliner Bischof Graf v. Preysing die beste Haltung. Er hatte sich von Anfang an nie einer Illusion über den Nationalsozialismus und sein Drittes Reich hingeeben. Auch die gemeinsame Erklärung der deutschen Bischöfe fiel knapper und zurückhaltender aus. Allerdings gaben sie einer Anordnung des Regimes nach und ließen zur Feier des Sieges über Polen in allen Diözesen sieben Tage lang undtags um zwölf Uhr die Kirchenglocken läuten. Diese Verhaltensweise mußte die deutschen Katholiken bei ihren polnischen Glaubensbrüdern um so mehr kompromittieren, als im Spätherbst und Winter 1939/40 über das besetzte Polen der entsetzliche Terror der SS-Einsatztruppen und des volksdeutschen Selbstschutzes hereinbrach, der sich vor allem gegen die polnische Intelligenz und die Geistlichkeit richtete. So wurden z. B. von den 690 Weltgeistlichen der Schneidemühler benachbarten Diözese Kulmbelplin zwei Drittel verhaftet und 214 ermordet, darunter fast das gesamte Domkapitel. In den als „Warthegau“ in das Reich eingegliederten Posener Gebieten betrieb der Reichsstädthalter und Gauleiter Arthur Greiser in den Jahren 1939/44 systematisch und brutal die „Endlösung“ der Kirchenfrage. Zahlreiche öffentliche und interne Proteste und Interventionen des Heiligen Stuhls, des deutschen Episkopats und einzelner deutscher Bischöfe zugunsten der polnischen Kirche und des polnischen Volkes blieben ohne Erfolg. So wirkte sich 1945 und später bei der Katastrophe des deutschen Ostens aus, was Kardinal Bertram in der gemeinsamen Denkschrift des deutschen Episkopats an die Reichsregierung vom 18. 12. 1942 befrüchtelt hatte: „Es ist eine Erfahrung der Geschichte, daß nichts aufreizender wirkt, nichts gewaltigere Verbitterung und glühendere Feindschaft weckt, als wenn ein Siegervolk dem Besiegten die Religion zu nehmen versucht.“

wie man die Luft, und eine geschulte kirchliche Zeitgeschichte hätte manches auch Kritisches vorwegnehmen können³¹.

Kein Wunder, daß die 1961 in einer breiten Öffentlichkeit einsetzende Kritik nun ihrerseits das Verhältnis der katholischen Kirche zum nationalsozialistischen Regime einseitig unter dem Gesichtspunkt der Anpassung und des Versagens betrachtete.

Man kann Erika Wolzertl-Fischer nur zustimmen, wenn sie zu Böckenfördes Aufsatz und Hochhuths Drama im Rückblick feststellt: „So verschieden die Ausgangspositionen und die Absichten der beiden Autoren auch waren, der katholische Wissenschaftler und der evangelische Schriftsteller haben jedenfalls eine Diskussion entfacht, für deren Folgen die Historiker nur dankbar sein können. Gab sie doch auch den Anlaß zur Öffnung bis dahin streng verschlossener Archive und zu einer ganzen Reihe ernst zu nehmender Untersuchungen, die die Kenntnis über das so komplexe Verhältnis von Kirche und Nationalsozialismus wesentlich vertieft haben“³².

Das Verdienst dieser und anderer Autoren ist unbestreitbar, doch läßt sich andererseits nicht das Gewicht der Einwände überschauen, die von sachhistorischer Seite nicht nur gegen die Publikationen der zeitgeschichtlichen „Amateure“ Hochhuth und Amery, sondern auch zu den Arbeiten von Wissenschaftlern wie Böckenförde, Müller³³, Zahn³⁴, Friedländer³⁵ und Lewy vorgebracht wurden. Die (mit Einschränkungen) überzeugendsten Argumente enthält die ausführliche Besprechung von Lewys Buch, die Ludwig Volk SJ in der „Stimmen der Zeit“ veröffentlichte³⁶. Leider war solche nüchtern-sachliche Kritik die Ausnahme. Die Auseinandersetzung wurde durchweg polemisch geführt; es fehlte nicht an parsonischen Spitzen, Verdächtigungen, ja Verunglimpfungen. An Unvorsichtigkeit grenzt es z. B., wenn folgendermaßen nach der Personalia des natürlich wohl bekannten Autors Guenter Lewy gefragt wurde: „Über die Person des Autors schreibt der Spiegelausgeber³⁷ auch nichts Genaues. Aus den spärlichen Bemerkungen geht lediglich hervor, daß Lewy, 1923 in Breslau geboren, schon 1939, als Sechzehnjähriger also, aus Deutschland nach Palästina emigrierte. Gründe dafür lieder nicht angeben. Sie hätten gewiß interessiert ... Aus eigener Anschauung kennt er weder den deutschen Episkopat noch das Hitlerregime - schließlich war er bei der Machtübernahme erst ein Kind von zehn Jahren. Welcher Religionsgemeinschaft Lewy angehört, auch das ist fraglich. War er etwa Jude, weil er nach Palästina emigrierte?“³⁸

Mit Sachlichkeit hat es auch nichts zu tun, wenn ein Historiker die Rezension des Buches eines Fachkollegen damit begründet, daß er den Autor als „ein Lehrer aus Dortmund“³⁹ apostrophiert und sich am Schluß seiner tendenziösen Besprechung die Kompetenz für das Urteil nimmt: „Freilich - die Qualifikation zur Zeitgeschichte wird nicht durch den Nachdruck von 161 gedruckten Texten ... ausgewiesen“⁴⁰.

Die auf sachhistorischer Ebene nicht selten unterschwellig anzutreffende apologetische Grundhaltung⁴¹ steigert sich bei so manchem laienapostolisch beflissenen Artikelschreiber in frommen Blättern bis zum Überschwang, als ob bei jeder Kritik am geschichtlichen Urscheinungsbild der Kirche schon ihr überzeitliches Mysterium angetastet werde. Emmanuël Heufelder, Abt des als Zentrum der ökumenischen Begegnung bekannten bayrischen Benediktinerklosters Niederalteich, antwortete schon 1931 auf einen in diesem Geist geschriebenen Artikel: „Es sind 1933 und in den Jahren vorher Fehler gemacht worden, auch von kirchlichen Stellen. Es ist eine Pflicht der christlichen Wahrhaftigkeit, daß wir den Mut haben, Irrtümer und Fehler auch zuzugeben. Sonst wollen wir das Confiteor aus der Liturgie herausnehmen, bei dem Priester und Volk bekennen: Mea culpa, mea maxima culpa. Ehrliches Eingeständnis einer Schuld oder eines Irrtums ehrt und stärkt auch die Träger der Autorität mehr als der Versuch, Schuld oder Irrtum zu vertuschen oder zu beschönigen.“

Zur christlichen Haltung gehört auch der Freimut - die „Pathestia“, die zum Bestand des Neuen Testaments gehört. Das Wort bedeutet nicht nur den Freimut zur Verkündigung der christlichen Botschaft (vgl. Apg 4, 31), sondern auch den Freimut, berechtigte Kritik (selbstverständlich auch in christlichem Geist) zu üben und anzunehmen, wie es uns in Gal 2, 11 von Petrus und Paulus überliefert ist⁴².

Solche Einsichten und ihre praktischen Konsequenzen scheinen nach dem II. Vatikanischen Konzil selbstverständlich zu sein. Vor sechs Jahren, in der Spätblütezeit der Geschlossenheitsideologie, war man auch bei „berechtigter Kritik“ an der Kirche noch schnell mit dem Vorwurf des „Linkskatholizismus“ bei der Hand.

Die eigentliche Ursache für die Schwierigkeit, über das Verhältnis von Katholizismus und Nationalsozialismus sachlich und unbefangenen diskutieren zu können, ist zweifellos in dem komplexen Problem der sogenannten unbewältigten Vergangenheit zu suchen, vor dem das deutsche Volk als Ganzes noch immer steht. Im Winter 1964/65 sind im Zusammenhang der Diskussion über die Verlängerung der Verjährungsfrist für NS-Verbrechen auch katholische Stimmen laut geworden, die beaupteten, die Vergangenheit sei schon bewältigt, „sei es in Schuld und Schrecken oder sei es in Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit“⁴³.

Allmählich dürfte nicht nur das deutsche Volk, sondern auch die Welt solcher Prozesse mit allem Drum und Drar überdrüssig werden ... Man höre endlich einmal auf mit dem Gerede von der unbewältigten Vergangenheit unseres Volkes! ... Was wir noch zu bewältigen haben, ist unsere Gegenwart und Zukunft.⁴⁴

(Fortsetzung nächste Seite)

Aufruf

an die Bewohner des Kreises Monschau

Wir Unterzeichner haben erkannt, daß wir am 12. November geschlossen eintreten müssen für den Frieden, die Ehre und Gleichberechtigung der Deutschen Nation. Es gibt hierfür nur einen Weg:
Mit Adolf Hitler für ein neues Deutschland!

Erfüllt am 12. November eure Pflicht, stimmt alle mit „Ja“ und wählt **Adolf Hitler** und seine **Beiraten**.

Monschau, den 11. November 1933

- Vogt, Bürgermeister i. R.
- Schäfer, Definitor in Kollesbroich.
- Dechant Offermann in Simmerath.
- Schall, Pfarrer in Pommersdorf
- Schneider, Pfarrer in Roetgen.
- Denis, Pfarrer in Kesternich.
- Puntzen, Pfarrer in Tongen.
- Scheer, Pfarrer in Wilgenich.
- u. andere mehr.

Druck von Doc. Werk, Monschau.

AUFRUF ZUM PLEBISZIT UND ZUR REICHSTAGS-„WAHL“ VOM 12. 11. 1933 IM KREIS MONSCHAU (Bistum Aachen)

Die Volksabstimmung und Reichstags-„Wahl“ vom 12. 11. 33 waren von den nationalsozialistischen Machthabern als eine Demonstration nationaler Geschlossenheit für den neuen außen- und innenpolitischen Kurs Deutschlands gedacht. Den Volksentscheid über den am 14. 10. 33 von Hitler erklärten Austritt des Reiches aus dem Völkerbund und der Genfer Abrüstungskonferenz hatte man dabei - wie auch bei späteren „Wahlen“ im Dritten Reich - aus taktischen Gründen mit der Neu-„Wahl“ des Reichstages nach einer Einheitsliste der NSDAP verbunden, diesmal allerdings noch mit getrennten Stimmzetteln. Der deutsche Episkopat, in seiner Mehrheit zu einer oberhirlichen Kundgebung zur Volksabstimmung entschlossen, konnte sich wegen interner Meinungsverschiedenheiten in der Beurteilung des Nationalsozialismus und der kirchenpolitischen Lage nicht auf eine gemeinsame Erklärung einigen. Einzelne Bischöfe erließen deshalb getrennte Kundgebungen ziemlich unterschiedlichen Charakters, denen sich andere Mitglieder des Episkopats anschlossen. Während die gemeinsame Kundgebung der bayerischen Bischöfe detaillierte Beschwerden über die fortgesetzten Eingriffe des Regimes in die durch das Reichskonkordat gesicherten Rechte und Freiheiten der Kirche enthielt und deshalb auf Anordnung der bayerischen Staatsregierung weder auf der Kanzel verlesen noch in der Presse veröffentlicht werden durfte, schlug die Erklärung des Freiburger Erzbischofs Gröbner, der sich u. a. auch der Aachener Bischof Vogt anschloß, betont patriotische Töne an. Sie unterschied weder - wie die Kundgebung des Breslauer Erzbischofs Kardinal Bertram - zwischen der „rein politischen Seite dieser Abstimmung“ und der stilklichen Verpflichtung noch - nach dem bayerischen Beispiel - zwischen Volksentscheid und Reichstags-„Wahl“ und begnügte sich mit einem einzigen allgemeinen Satz zu den konkordatswidrigen Druckmaßnahmen. Welches Echo diese bischöfliche Kundgebung bei den für die Gewissensbildung der Gläubigen unmittelbar maßgeblichen geistlichen Autoritäten eines ländlichen Bistums fand, zeigt der hier im Folgenden wiedergegebene Aufruf.

Es fehlt in solchen Artikeln natürlich auch nicht die minuziöse Aufzählung der „Ungerechtigkeiten, die das deutsche Volk im Jahr 1945 und unmittelbar nachher in einem globalen Ausmaß erlitten hat“¹; Bombenterror, Demütigungen, Vertreibung. Bei diesem Parallelismus der Verbrechen „von“ Deutschen und „an“ Deutschen wird nur geflissentlich übersehen, daß die Gräueltaten des NS-Regimes², diskalte Konsequenz aus seiner Weltanschauung, erst jene Welle der Rache und Vergeltung ausgelöst haben, die 1945 und später über das von Verbrechen geführte und verführte deutsche Volk hereinbrach.

Gewiß, viele äußere Wunden, die jene schreckliche Zeit entlang, sind geheilt — nicht zuletzt im deutschen Volk. Unter die inneren Verwundungen läßt sich aber nicht einfach ein Schönstrich ziehen, mag man sich über diese Tatsache auch durch ein Konzept des Schweigens oder patschale Attacken wider die „Vorschichtenliteratur“³ hinwegtäuschen suchen. Verdächtige Gefühle des Unbehagens bis hin zu uneingeständener Erkenntnis konkreter Milverantwortung wirken wie ein vergorgenes Gift, das in immer neuen Krankheiten ausschlägt. Das Phänomen NPD ist nur ein Symptom dafür, daß die Deutschen mit ihrer Vergangenheit noch nicht fertig geworden sind. „Als unmittelbare Aufgabe der Nachkriegszeit war die Bewältigung zunächst Sache der älteren Generation. Die Lösung ist ausgeblieben. Dieselbe Aufgabe steht — nach dem Aufbau in Deutschland — erneut vor unserem Volke, wenn auch unter anderen Aspekten. Sie ist die gemeinsame Aufgabe der älteren und der heranwachsenden Generation geworden. Die junge Generation in Deutschland spürt, daß sie sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen muß. Diese Generation, die persönlich unbelastet ist, ist weniger als ihre Eltern geneigt, der ‚Vergangenheit‘ auszuweichen.“⁴

Und diese gemeinsame Aufgabe schließt ein die freimütige und selbstkritische Konfrontation mit der jüngsten Vergangenheit auch der Kirche.

Befriedlicherweise ist seit etwa vier Jahren auf dem Gebiet der kirchlichen Zeitgeschichte damit begonnen worden, jenseits der falschen Alternativen von Angriff und Verteidigung in wissenschaftlich einwandfreier Weise die entscheidenden Fragen zu formulieren und in ersten Ansätzen zu beantworten. Hier sind als beispielgebend besonders die Arbeiten der Historiker Heinrich Fuß⁵, Ludwig Volk⁶ und Erika Weinzierl-Fischer⁷ zu nennen. Die 1962 gegründete „Kommission für Zeitgeschichte bei der Katholischen Akademie in Bayern“, eine Parallelinstitution zu der auf evangelischer Seite bereits 1955 ins Leben getretenen „Kommission für die Geschichte des Kirchenkampfes in der nationalsozialistischen Zeit“, hat sich eine systematische Editions- und Forschungstätigkeit auf dem katholischen Teilgebiet der kirchlichen Zeitgeschichte zum Ziel gesetzt. Sie legte bisher drei Quellenpublikationen⁸ und eine Monographie⁹ zum Thema Katholizismus und Nationalsozialismus vor; weitere wichtige Veröffentlichungen sind angekündigt. In Österreich wurde schon 1961 in Salzburg ein „Institut für Kirchlische Zeitgeschichte“ im Rahmen des „Internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften“ eingerichtet, das von Frau Prof. Dr. Erika Weinzierl-Fischer geleitet wird.

So ist zu hoffen, daß sich die Diskussion über die Rolle des deutschen (und österreichischen) Katholizismus im Dritten Reich künftig auf eine ständig breiter werdende, wissenschaftlich unumstrittene Quellenbasis stützen kann und in nicht allzu ferner Zeit die bis heute fehlende kritische Gesamtdarstellung möglich wird. Es wäre allerdings verhängnisvoll, wenn das Problem der Bewältigung nun als reine Forschungsfrage der Geschichtswissenschaft zugeschoben würde. Wir alle „werden mit dieser Vergangenheit leben müssen. So wenig man sich selbst vergeben kann, so wenig kann man die Vergangenheit ‚lösen‘. Vielleicht war das Wort ‚bewältigen‘ zu hoch gegriffen. Nicht bewältigen, sondern annehmen, die Vergangenheit ertragen, darin liegt Wahrheit und die einzige Chance, die uns bleibt. Solche Gesinnung könnte uns reif machen, aus den Feldern unserer Geschichte zu lernen. Sie führt zu Bescheidenheit und Offenheit, auch im Gespräch mit den Völkern, die einmal von deutscher Seite unterdrückt wurden. Der gläubige Mensch wird für sein Volk auf die Vergebung hoffen, die der Herr der Geschichte gibt.“¹⁰

¹ E.-W. Böckenförde, Der deutsche Katholizismus im Jahre 1955. Eine kritische Betrachtung, in: Hochland, 58. Jg. (1959/61), S. 215—239. Vgl. dazu: ders., Der deutsche Katholizismus im Jahre 1955. Stellungnahme zu einer Diskussion, in: Hochland, 54. Jg. (1961/62), S. 217—245.

² Mit der bis dahin üblichen Beurteilung der Vorgänge im Jahre 1935 ist prinzipiell gebrochen bereits bei R. Morsey, Die Deutsche Zentrumspartei. In: Das Ende der Parteien 1933, hrsg. von E. Matthias und R. Morsey, Düsseldorf 1960, S. 279—455; ders., Tagebuch 7.—20. April 1933, Ludwig Kasper, in: Stimmen der Zeit, 85. Jg. (1939/60), 166. Bd., S. 422—450; ders., Briefe zum Reichskonkordat, Ludwig Kasper — Franz von Papen, in: Stimmen der Zeit, 86. Jg. (1960/61), 167. Bd., S. 11—50.

³ R. Hochhuth, Der Stellvertreter Schauspiel, Anhang „Historische Streiflichter“, Vorwort von E. Piscator, Reinbek b. Hamburg 1963 (Rowohlt Paperback), Bd. 20 — Urangeführt am 20. 2. 65 unter Erwin Piscator an der Berliner Freien Volksbühne. Vgl. dazu: F. J. Raddatz

(Hrsg.), Summa iustitiae oder Duelle der Papst schweiger? Hochhuths „Stellvertreter“ in der öffentlichen Kritik, Reinbek b. Hamburg 1963 (rororo aktuell, Bd. 591)

⁴ C. Amery, Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute, Nachwort von H. Böll, Reinbek b. Hamburg 1963 (rororo aktuell, Bd. 589)

⁵ G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, deutsch: München 1965

⁶ Hier sind zu nennen: Fr. Muckermann, Der Deutsche Weg. Aus der Widerstandsbewegung der deutschen Katholiken 1930—1945, Zürich 1946; W. Dirks — E. Kogon — Cl. Münster, Das Gespräch über die Kirche, in: Frankfurter Hefte, 2. Jg. (1947), S. 275; M. Pribilla, Deutsche Schicksalsfragen, Frankfurt a. M. 1950

⁷ So der Titel einer in mancher Hinsicht nicht unkritischen Sammlung: katholische Kirche in Deutschland 1933—1945, Osnabrück 1946

⁸ I. Stöbel, Christliche Bewährung, Dokumente des Widerstandes der K. I. Dieckmann, Mit der Vergangenheit leben. Zum Thema „Bewältigung“, in: Kirchlicher Anzeiger Dortmund, Jg. 1964, Nr. 9, S. 5

⁹ J. Neuhäuser, Kreuz und Hakenkreuz. Der Kampf des Nationalsozialismus gegen die katholische Kirche und der kirchliche Widerstand, 2 Teile in 1 Bd., mit Anhang, Geleitet von Kardinal Faulhaber, München 1946

¹⁰ Hans Müller, Zur Behandlung des Kirchenkampfes in der Nachkriegsliteratur, in: Politische Studien, 12. Jg. (1961), Heft 155, S. 474—481

¹¹ Pius XII. über die Haltung der deutschen Katholiken in der Zeit von 1935 bis 1945, in: Kirche und Leben, Kirchenblatt für das Bistum München, Jg. 1947, Nr. 21

¹² Ohne Echo in der Öffentlichkeit blieben die Aufsätze von P. Wejberscher Laica, 52. Jg. (1958), S. 97—100; ders., Der ungelöste Pakt, Kirche und Drittes Reich im Jahre 1955, in: Werkhefte katholischer Laien und Drittes Reich — im Jahre 1958, in: Werkhefte katholischer Laien, 12. Jg. (1958), S. 176—187

¹³ V. Cenzuzius, Die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen kirchlichen Zeitgeschichte, in: Concilium, 2. Jg. (1966), S. 482 u. 484 (479—486)

¹⁴ E. Weinzierl-Fischer, Kirche und Nationalsozialismus. Ein literarisches Bericht, in: Wort und Wahrheit, 22. Jg. (1967), S. 378 (378—382)

¹⁵ H. Müller, Katholische Kirche und Nationalsozialismus. Dokumente 1930—1955, Einleitung von K. Schulzinger, München 1963

¹⁶ G. C. Zahn, Die deutschen Katholiken und Hitlers Kriege, deutsch: Graz — Wien — Köln 1965

¹⁷ S. Friedländer, Pius XII. und das Dritte Reich. Eine Dokumentation, Nachwort von A. Grosser, deutsch: Reinbek b. Hamburg 1965 (Rowohlt Paperback, Bd. 45)

¹⁸ L. Volk, Zwischen Geschichtsschreibung und Hochhuthprosa, in: Stimmen der Zeit, 90. Jg. (1964/65), 176. Bd., S. 29/41

¹⁹ Die deutsche Übersetzung von Lewys Werk erschien auszugsweise und ohne wissenschaftlichen Apparat zunächst als Artikelserie im „Spiegel“.

²⁰ K. Klinka, Herr Augstein und die Kirche, in: Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln, 20. Jg. Nr. 10 vom 7. 3. 65, S. 4

²¹ E. Deuerlein, Katholische Kirche und Nationalsozialismus (= Rezension der gleichnamigen Dokumentation von Hans Müller), in: Stimmen der Zeit, 88. Jg. (1962/63), 172. Bd., S. 151

²² Deuerlein, a.a.O., S. 152

²³ Solche subtile Apologie ist z. B. zu spüren bei: E. Deuerlein, Der deutsche Katholizismus 1933, Osnabrück 1963 (Hromms Taschenbücher „Zeitnahe Christentum“, Bd. 10)

²⁴ E. M. Heufelder, Mahnung zur Gewissensforschung (= Leserbrief zum Artikel „Ein Pamphlet“ in: Echo der Zeit, Nr. 15, vom 9. 4. 1961), in: Echo der Zeit, Nr. 20 vom 14. 5. 1961

²⁵ L. Froberger, Bewältigung der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Rückblick in die letzten 20 Jahre, in: Münchener Katholische Kirchenzeitung, 58. Jg., Nr. 4 vom 24. 1. 1965, S. 24. Vgl. die Kritik von M. Platé, die „Verjährung“ der Nazi-Verbrechen, in: Der christliche Sonntag, 17. Jg. Nr. 6 vom 7. 2. 65, S. 44

²⁶ Vgl. R. Henkys, Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. Gesch. te und Gericht, Einleitung von K. Scharf, ein Beitrag von T. Baumann, Freiburger, a.a.O.

²⁷ hrsg. von D. Goldschmidt, Stuttgart — Berlin 1964

²⁸ B. Hansler, Vom unchristlichen Nutzerimpfen der Kritik. Eine katholische Stimme zu Ökumenismus und Pluralismus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 76 vom 1. 4. 64, S. 11

²⁹ Dieckmann, a.a.O.

³⁰ H. Luz, Über die Verantwortung der Gläubigen im Zeitalter der Gewalt, in: Deutscher Katholizismus nach 1945, Kirche — Gesellschaft — Geschichte, hrsg. von H. Maier, München 1964, S. 165—169; ders., Demokratie im Zwielicht. Der Weg der deutschen Katholiken aus dem Kaiserreich in die Republik 1914—1925, München 1963

³¹ L. Volk, Zur Kundgebung des deutschen Episcopats vom 28. März 1955, in: Stimmen der Zeit, 89. Jg., 173. Bd., S. 451—456; ders., Die Päpstliche Bischofskonferenz von der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ bis zum Ende der NS-Herrschaft, in: Stimmen der Zeit, 91. Jg. (1966), 178. Bd., S. 241—267

³² E. Weinzierl-Fischer, Österreichs Katholiken und der Nationalsozialismus, I. Teil: 1919—1955, in: Wort und Wahrheit, 18. Jg. (1965), S. 477—479; II. Teil: 1933—1945, in: Wort und Wahrheit, 18. Jg. (1965), S. 495—526; III. Teil: Die Verhandlungen über einen „Modus vivendi“ im Sommer 1938, in: Wort und Wahrheit, 20. Jg. (1965), S. 777—804

³³ D. Albrecht (Hrsg.), Der Notenwechsel zwischen dem Hl. Stuhl und der deutschen Reichsregierung von der Ratifizierung des Reichskonkordats bis zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“, Mainz 1965 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte bei der Katholischen Akademie in Bayern, Reihe A/Bd. 11); Die kirchliche Lage in Bayern nach den Regierungspräsidentenberichten 1933—1945, Bd. 1: Reg.-Bez. Oberbayern, bearb. von H. Wilschick, Mainz 1966 (Reihe A/Bd. 3)

³⁴ B. Schneider (Hrsg.), Die Briefe Pius XII. an die deutsche Bischöfe 1959—1944, Mainz 1966 (Reihe A/Bd. 4)

³⁵ L. Volk, Der bayerische Episcopat und der Nationalsozialismus 1950—1943, Mainz 1965 (Reihe B/Bd. 1)

³⁶ Dieckmann, a.a.O.

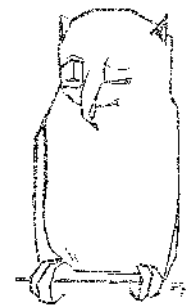
Washington, Moskau, Rom, San Francisco, Berlin, London, Amsterdam, Paris, Tokio — man erzählt immer häufiger davon, Studenten, Hippies, kommunistische Aktionsgruppen, katholische Geistliche, Friedensnobelpreisträger ziehen durch die Straßen, setzen sich auf den öffentlichen Plätzen nieder, strapazieren die ohnedies schon chaotischen Verkehrszustände bis zum totalen Zusammenbruch, halten einige unwissende, ein wenig neugierige Passanten auf, versetzen riesige Polizeiaufgebote in Alarmzustand, bewirken gar manches Kopfschütteln von seiten der anständigen Leute, die wichtigere Dinge zu erledigen haben, (wie z. B. heimgen und mitgegessen oder arbeitslos, um Geld zu verdienen), bringen nur befremdete, in Verlegenheit — das bedeutet Vietnam im Jahre 1967 für unsere konsumfreudige, couragearme, ideenlose oder — konfuse, hektische Industriegesellschaft. Ach ja, natürlich nicht nur das erinnert einen an Vietnam, am Abend sorgt ja noch das Fernsehen dafür, ganz kurz und bündig, ob der Film beginnt oder das Quizspiel; da werden Konferenzen gefordert und erwünscht, werden Bedingungen dafür hier aufgestellt, dort rückgewiesen, im Wohnviertel von Hanoi fallen zufällig Bomben, ein technisches Versagen heißt es danach, man wollte mal die Hafenanlagen, die Brücken, Straßen, Kasernen treffen, da verbrennen sich Mönche in Saigon, General Westmoreland blickt um mehr Truppen, der Präsident schickt halbsoviele nur, weil er für eine friedliche Lösung ist, Senator Fulbright muß erst beweisen, daß er weder Kommunist noch ein Verräter ist, che er öffentlich Kritik üben darf, und die Zeitungen, natürlich auch die Zeitungen, beim Frühstück, botonen in den Leitartikeln, daß hohe Ideale auf dem Spiel stehen, daß Prinzipien nicht aufgegeben werden dürfen, daß es gut sei, denn einmal könnte es uns auch erwischen, das müßte eben vermieden werden, es liebe die Freiheit, die Demokratie, das Bollwerk, der verbündete Cy. Aber man kann auch die andere Seite anhören: der Vietcong, Ho Chi Minh, vor allem Mao, ja er vor allem, sie alle sind unsere Hoffnung, sie geben nicht auf, immer schon seien sie für den Frieden gewesen, der amerikanische Aggressor muß zurückgeblagen werden, man werde auch noch oftmals weitere zwanzig Jahre für den Frieden und die Freiheit kämpfen, schafft ein, zwei, drei Vietnam auf der Welt, es liebe die Freiheit, die Demokratie, der mit dem vietnamesischen Volk sich solidarisch erklärende Fußballverein Motor Leipzig.

An dieser Stelle soll nicht das politische Problem von und um Vietnam behandelt werden, es wäre zwar interessant und ist wichtig, aber dafür eignet sich besser eine Diskussion, wo verschiedene, auch noch so unterschiedliche Auffassungen vertreten und bestritten werden können, wie es unvermeidbar, aber ebenso interessant und notwendig bei der Behandlung eines politischen Themas ist. Es soll vielmehr von Vietnam gesprochen werden als Kennzeichen für ein allgemeines Unbehagen, das immer mehr in diesen Tagen und Wochen um sich greift, als Begriff, mit dem man die abstoßenden, verwirrenden, entsetzlichen Eindrücke zusammenfassen kann, die einem das heutige Zeitgeschehen vermittelt, als letzte, verzweifelte Bestandsprobe schließlich für alle jene, die nicht nur von Frieden sprechen, sondern ihn auch wollen, die Freiheit als solche lieben und jedermann gönnen und nicht eine besondere für gegeben hinnehmen und im Namen dieser jeden, der zufällig anderer Hautfarbe oder Weltanschauung ist, als Störenfried oder noch schlechter als Ausgestoßener betrachten, den zu bekämpfen oder zu unterdrücken jedes Mittel rechtfertigt.

In Vietnam 1967 geht es im Grunde gar nicht mehr darum, wer angefangen hat, wer infiltriert und wer der ursprüngliche Aggressor ist, wer China im Rücken hat

oder wer Marionettenfigur der Amerikaner ist, es kann auch gar nicht mehr ausschlaggebend sein, ob die andere Seite endlich ein Zeichen der Bereitschaft von sich gibt oder ob Freundschaftsverträge, die einmal irgendwo von irgendjemand unterzeichnet worden sind, eingehalten werden oder nicht, das alles kann nicht ausschlaggebend sein, angesichts der Tatsache, daß Vietnam, seit über zwanzig Jahren in Kriegszustand versetzt, heute wie gestern und wahrscheinlich auch noch morgen ein riesiges Schlachtfeld darstellt, auf dem Tag für Tag Tausende von Menschen sterben, Soldaten, junge Männer von Hanoi, Seoul, New York oder Los Angeles, Mütter, alte Frauen, kleine Kinder, und das alles, damit der Präsident im Weißen Haus, die Herren im Kreml oder der Verteidigungsminister in Peking behaupten können, „Ihr“ Standpunkt, Frieden, Freiheit, werden sich schließlich doch durchsetzen, es werde sich zeigen, daß dieselben, denen der andere Seite überlegen seien, daß sie gut gemeint sind und ehlich, Angesichts dieser Tatsache gibt es natürlich keinen Anlaß mehr für billige Rhetorik, trotziges Rechthaberei und blüdes Festhalten an einem oder dem anderen Standpunkt. Es gibt nur einen Frieden und der bedeutet friedvolles Zusammenleben von allen Völkern, allen Rassen, allen Anschauungen und Ideen: wer sich dem widersetzt, behält den Frieden, mag er sich auch noch so eifrig für eine pax americana oder eine weltweite Kulturrevolution einsetzen. Es gibt nur eine Freiheit und die verlangt vor allem einmal Selbstverwirklichung des eigenen Ich, um in Bescheidenheit, aber mit Vertrauen dem anderen Ich in ständig vorwärtlicher und erlangter Freiheit und kommunikationsbereit gegenüberzutreten zu können: wer hingegen die Freiheit für gegeben hält und so vornehm auf der Welt, wie bestimmte Pflanzen oder Tiere, die unter einem Klima gedeihen, unter einem anderen aber unbedingt zu Grunde gehen, wer deshalb glaubt, berufen zu sein, entweder die Menschen zu verachten, zu unterdrücken, zu bekämpfen oder aber das eigene „Klima“ d. h. Lebensweise, Weltanschauung, Wirtschaftssystem künstlich irgendwoanders herzustellen, bzw. durchzusetzen, der vertritt die Freiheit, mag er auch noch so sehr an die Freiheit des Marktes und der Parteien oder an die der klassenlosen Gesellschaft glauben.

Vietnam 1967 bedeutet vor allem Ernüchterung, insbesondere für uns jungen Leute, die wir mit Abschau von den beiden vergangenen ungeheuren Kriegen in den Geschichtsbüchern gelesen haben, die wir jenen geglaubt haben und selbstverständlich vertraut, die beteuert haben, daß so etwas sich nicht wiederholen dürfte, gerade für sie, da sie damals Zeugen gewesen seien, von sovjet Haß, Panathenismus, Leid und Elend. Wir betrachten enttäuscht das heutige Geschehen, das da um sich greift, so als wäre niemals etwas geschehen, als wären Begriffe wie Freiheit und Frieden nicht Ideale, die uns endlich verbänden sollten und helfen, gemeinsam eine bessere Zukunft zu verwirklichen, sondern einfach Masken, die man für kurze Zeit vorgehalten hat, um nach vollbrachter Schmach fassungslos Gesichter zu verdecken, die aber bei der ersten besten Gelegenheit wieder weggeworfen werden, um das alte, gemeine Spiel von neuem zu betreiben. Vietnam 1967 stellt aber trotz aller Enttäuschungen, Skepsis, Niedergeschlagenheit doch noch eine Schwäche, aber wertvolle Hoffnung dar: es darf kein Zweifel mehr bestehen, daß es allerhöchste Zeit ist, daß sich alle Menschen, trotz verschiedener Rasse oder Weltanschauung gegeneinander, begegnen, daß sie ihre Gegensätze geben und natürlich sich entwickeln lassen, daß sie aber vor allem nicht übersinnen, was sie alle unverwundlich verbindet: die gleichzeitige Existenz in einer Welt, die nur entweder gemeinsam weiterleben und sich entfalten oder aber gemeinsam untergehen kann.



blinzzeit

Sender Bozen

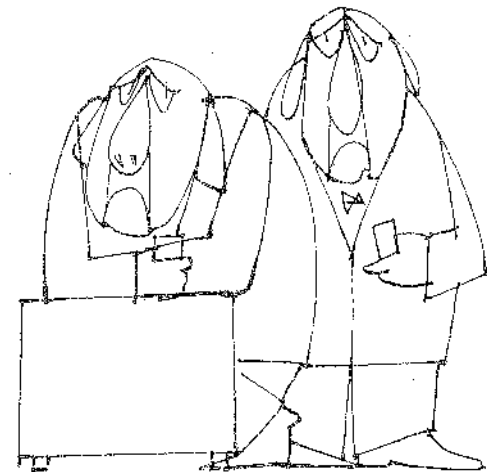
Regierungsumbildung und anderes

Man kann unserem lieben Sender Bozen vieles vorwerfen, nur eines nicht: daß er nicht für die Unterhaltung seiner Hörer Sorge. Er unterhält nicht nur durch Sendungen wie „Spezial für Sie“, „Aus Berg und Tal“, „Alpenecho“ usw., sondern er kann jede beliebige Sendung zu einer Unterhaltungssendung machen, auch wenn das natürlich nicht immer in der Absicht der Programmgestalter und Mitarbeiter des Senders liegt.

Eine köstliche Unterhaltung bilden z. B. die zum Teil ergötzlich formulierten Werbebotschaften, vor allem jene, deren allzu wortgetreue Übersetzung aus dem Italienischen unverkennbar ist. Damit aber der „Skolast“ nicht der Schleichwerbung bezichtigt werden kann, muß ich leider davon absehen, einige Durchsagen, die mir besonders am Herzen liegen, wörtlich anzuführen. Es dürfte aber genügen, sie anzudeuten.

Wer brav ist, wird von Radio Bozen geduldet und zu einem Aperitiv (sogar einem „Luxusaperitiv“) eingeladen. Das klingt ungefähr so: „Brav, du bist wirklich tüchtig, ich lade dich zu einem...“ (es folgt die Bezeichnung des Aperitivs) ein.“ Daß diese

Zeichnung: Paul Flora



Einladung ohne Zweifel jedes Mal einen durchschlagenden Erfolg erzielt, liegt auf der Hand. Sie ist nämlich durch die Worte „brav, du bist wirklich tüchtig“ nicht nur tiefinnig begründet, sondern hat in der Art und Weise, wie sie ausgesprochen wird, ein „gewisses Etwas“ an sich, das unwiderstehlich wirkt: Miltener Charme.

Durch emphatische Ausrufe gelingt es sogar, Damenbeine und Sauerkraut miteinander in Beziehung zu bringen: Eine Dame, die eine gewisse Strumpfsorte trägt, entlockt dem Sprecher den bewundernden

(Fortsetzung nächste Seite)

Ausruf „was für Beine!“, während der nicht minder verzückte Ausruf „welch ein Kraut!“ der Hausfrau gilt, die ein gewisses Sauerkraut in Dosen nach Hause schleppt. Was aber, so frage ich mich, wenn eine mit der bewährten Strumpfsorte bekleidete Dame eine Dose des angepriesenen Sauerkrautes in ihrer Einkaufstasche trägt? Es ist zu befürchten, daß der Glückliche, dem derlei begegnet, aus Verzückung in Ohnmacht fallen würde. Super-sauerkraut und Superhohe auf einmal. — Das wäre zu viel des Guten.

Ab und zu versucht auch die Nachrichtenredaktion etwas Humor in ihre Sendungen zu bringen, was die Hörer sicher als durchaus lässliches Unterfangen zu schätzen wissen. Daß die RAI-Redakteure ihre Hörer meist unbetwillig zum Lachen bringen, spielt keine Rolle. Oft besteht der Witz gerade darin, mit welchem Ernst gewisse selbstverständliche Dinge beschrieben und erläutert werden, so als ob die gesamte Bevölkerung Südtirols aus Kleinkindern bestünde. Eine Kostprobe liefern zwei Meldungen, die beide im gleichen Nachrichtendienst — ich kann mich nicht mehr genau erinnern, war es Ende Juli oder Anfang August — gesendet wurden.

Die Meldung über eine erfolgreiche Gipfelbesteigung wurde ungefähr folgendermaßen ergötzt: „Die Kletterer ernährten sich von Zwieback und Konserven“. Interessant! Ohne diese Zusatzmeldung hätten sich die Hörer sicher gedacht, die Bergsteiger hätten sich in der Wand Knödel gekocht oder Krapfen gebacken. Die zweite beachtliche Meldung lautete ungefähr so: „Der Mann, dessen Leiche im See gefunden wurde, ist wahrscheinlich ertrunken“. Wie gut, daß in diesem Falle die Todesursache angegeben wurde! Wenn einfach gemeldet worden wäre, daß die Leiche eines Mannes aus dem See geborgen wurde, wären sicher alle der Meinung gewesen, der Mann habe sich im See drinnen erschossen oder erhängt.

Einmal hat man in der Nachrichtenredaktion des Bozner Senders etwas ganz Neues unternommen: eine Regierungsumbildung in Bonn. Es war am 30. August dieses Jahres, als der Sendor Bozen, wie auch viele andere Rundfunkstationen und Zeitungen, von der plötzlichen Erkrankung Gerhard Schröders berichtete. Die Meldung von Radio Bozen wich aber in einem Punkte von denen der anderen Nachrichtenmedien ab: Schröder wurde als Außenminister bezeichnet. Zuerst glaubte ich, nicht recht gehört zu haben. Immerhin aber begann ich nachzurechnen, wie lange es nun her ist, daß in Bonn die Regierung der „großen Koalition“ gebildet wurde und dabei Schröder das Verteidigungsministerium übernommen hat, während er das Auswärtige Amt an Willy Brandt abgeben mußte. Ich war soeben zum Ergebnis gekommen, daß dies alles nun rund neun Monate zurückliegt, als der Schlusssatz der Meldung durchgegeben wurde, der mir bestätigte, daß ich mich zuerst nicht getäuscht hatte. „Bundeskanzler Kiesinger“, so hieß es, „wurde sofort von der Erkrankung seines Außenministers in Kenntnis gesetzt.“ Gott sei Dank, dachte ich mir, zumindest ist Kiesinger noch Bundeskanzler. Die Nachrichtenredaktion hat sich also vorläufig auf eine Regierungsumbildung kleineren Ausmaßes beschränkt. Aber wer weiß, vielleicht erleben wir es sogar noch, daß man Konrad Adenauer aufstehen und wieder vom Kanzlersstuhl Besitz ergreifen läßt.

Zum Schluß eine Anregung: Vielleicht könnten sich die Redakteure von Sender Bozen entschließen, auch in Südtirol einmal eine Regierungsumbildung vorzunehmen. Das wäre für die Hörer, die bei den „Meldungen aus der Region“ mit Knochenbrüchen aller Art und den dazugehörigen Prognosen sowie mit Gemeinderatssitzungen in Sterzing und Umgebung überschüttet werden, sicher eine willkommene Abwechslung. Sen.

Das Kindeedorf in Bozen

von Hilde Strobl, Bozen

Der nachfolgende Bericht über das „Südtiroler Kindeedorf“, den zu veröffentlichen die Redaktion des fahrenden Skolastes entgegenkommenderweise bereit war, mag sicherlich manchen Leser in Entsetzen, Verwundern, ja vielleicht sogar in Ärger versetzen, wer weiß? Er scheint fehl am Platze zu sein. Deshalb muß ich zu Beginn dieses Berichtes die Tatsache erwähnen, daß es der Dorfverwaltung schon seit Jahren vorzueht ist, in unserem einzigen deutschen Tagblatt „Dolomiten“ eine kostenlose und wirksame Werbung durchzuführen. Eine Erklärung über das Warum und Wieso würde zu weit führen und möglicherweise neue Schwirrigkeiten und bedauerliche Mißverständnisse heraufbeschwören. So sind wir den Herausgebern des Skolastes zu besonderem Dank verpflichtet, daß wir in ihrem Blatt ein Lebenszeichen geben dürfen.

Und nun erlauben Sie es mir, gleich auf mein Hauptanliegen überzuliegen, dem auch eine Bitte voransteht. Lesen Sie diesen Bericht aufmerksam und mit Überlegung, prüfen Sie und denken Sie nach, wie vielleicht der einzelne von Ihnen, eine kleine oder größere Gruppe diesem einmaligen Hilfswerk unserer Heimat geistig oder materiellement beistehen könnte, so wie es schon manche Väter und Mütter von Innthalen. Hier wurde ein Werk aufgebaut, das es zu erhalten gilt, um jeden Preis! Hier geht es um das Kostbarste, um heranwachsende junge Menschenkinder. Und wir alle tragen die Verantwortung dafür, was aus ihnen wird. Keiner von uns allein kann doch behaupten, daß er es ganz allein, ohne die Hilfe des anderen, schafft. Seien wir nun Würdenträger aus dem kirchlichen oder weltlichen Bereich, seien wir Handwerker oder Bauern, Wirte oder Geschäfts-

leute, Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Mann oder Frau, alle brauchen wir einander! Wieviel mehr brauchen uns diese jungen Wesen, denen vielfach schon vom Anbeginn ein unheilvolles Schicksal drohet! Wer hilft ihnen, eine Schuld und Last tragen, die nicht die ihre ist?

Ich gebe hier in gedrängter Kürze einige Aufzeichnungen wieder, die mir Herr Ebner, der Obmann des Kindeedorfes, zu diesem Zwecke zur Verfügung stellte. Sie geben Aufschluß über das innere und äußere Gefüge des Kindeedorfes. Sie mögen das Interesse des Lesers an diesem sozialen Werk wecken, von dem viel zu wenig Notiz genommen wird, von dem wohl viele wenig oder gar nichts wissen, und das mit großen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat, deren größte die Sorge um geeignete Mütter ist, und danach jene, was aus den Kindern wird, wenn sie das Dorf und ihre geordnete Hausgemeinschaft nach Erfüllung ihrer Schulpflicht verlassen und sich dann im Leben bewähren sollen. Viele gute Voraussetzungen, vor allem ein neues „Zuhause“ sollten gegeben sein, um diese im Reifealter und in der Berufsausbildung stehenden Jugendlichen einigermaßen sicher an das schon gesteckte Ziel zu führen.

Es ist unser Herzenswunsch, daß sich speziell die junge Generation von diesem Hilfswerk angesprochen fühle. Daß sie diese Zeiten dazu ermuntern, ihre Einsatzbereitschaft, ihren Idealismus, ihre geistig-sozialen und körperlichen Kräfte zur Verfügung zu stellen. Alle guten Angebote und Anregungen werden dankbarst entgegengenommen.

Auszüge aus Berichten von Gründungsobmann S. Ebner, Meran

Kaum in einem anderen Lande Europas dürfte armen, überflüssigen, verlassenen oder aus anderen Gründen schutzbedürftigen Kindern, sowohl in sozialer wie in volklicher Hinsicht ein so trauriges Schicksal beschieden gewesen sein, wie vielen solcher Kinder der deutschen Volksgruppe Südtirols bei den besonderen politischen Verhältnissen dieses Landes.

Unter anderem ist dieser Umstand bemerkenswert gewesen, daß die Südtiroler im Jahre 1956 das Südtiroler Kindeedorf in Bozen ins Leben gerufen und in der kurzen Zeitspanne von 8 Jahren fertiggestellt haben, um diesen Kindern ein Heim und eine Mutter zu geben, sie in einer Familiengemeinschaft in der deutschen Muttersprache zu erziehen.

Hunderte von Männern, Frauen und Mädchen haben sich in vergangenen Jahren ehrenamtlich mit intensiver Wertetätigkeit in allen Gemeinden Südtirols in selbstloser Weise in den Dienst des sozialen Werkes gestellt, und so hat diese kleine Volksgruppe mit Hilfe ihrer Freunde im Ausland den Bau von 11 Familienhäusern, Verwaltungsgebäude, Gemeinschaftshaus, Kindergärten und Dorfkirche ermöglicht.

Die erforderlichen Mittel für den Bau und den Unterhalt wurden zu einem Fünftel durch die öffentliche Hand (Regional- und Landesregierung) gesichert, während

Skolast Nr. 1, 1967

(Ein Vertreter des Südtiroler Kulturinstitutes hat behauptet, der „Skolast“ Nr. 1, 1967 sei faul, weil ein Artikel nicht in sein Konzept paßte.)

es war einmal ne apfelkiste,
die wart ein Bauer zu dem niste,
als er gefragt ward nach dem grund,
nahm er dies sprichwort in den mund:
„wenn erst ein apfel faulen tut,
bleibt in der kiste keimer guitt“
verzweifelt ob der eignen kraft,
befragten wir die wissenschaft,
ob dies althergebrachte wort
zu recht besteht an diesem ort?
„mitnichten“, sagten uns die bücher,
„sind alle äpfel gleich zu vieher-
falter zu stampeln, wann pro kist
nur einer angestochen ist.“

mit themenkind gingen wir nach haus
und packten andre weisheit aus;
„schilt“, sagt uns ein bekanntes wort,
„das kind nicht mit dem badt fort.“ fr.

vor Fünftel durch Spenden und Milieubestände und Stillungen vom In- und Ausland aufgebracht werden mußten. Es sei hier die besondere materielle Hilfe der Regional- und Landesregierung, des Konsortiums der Gemeinden Südtirols für das Wasserversorgungsgebiet der Etsch, seitens der Sparkasse der Provinz Bozen, der Stadt- und Kreissparkasse Darmslaci, der Stadt- und des Landkreises Darmslaci, des Landkreises Ötztal und des Vermögens des Dr. Emil Silbernagl, sowie die besondere Hilfe seitens des Kulturwerkes für Südtirol in München und seiner Landesverbände, ausdrücklich, dankend und anerkennend hervorgehoben.

Das Südtiroler Kinderdorf in seiner gesamten Gestaltung

Heiß und freundlich grüßt es von der Berglehne des Brinzer Burgfriedens ins Tal herab, und wor es das erstemal sieht, ist Überraschung vor der Eigenart dieser Siedlung, die gesalzen und einheitslich, aber keineswegs eiförmig oder gar nüchtern wirkt. Der Charakter ist bestimmt durch die modernen, klaren, zugleich landschaftsgebundenen Bauformen. Entsprechend dem Zweck des sozialen Werkes, das verlassene Kinder ein möglichst familiäres Heim geben will, wieder nacheinander elf Familienhäuser erbaut und so eingerichtet, daß der Lebensgemeinschaft von je neun bis zehn Kindern ein Wohnen und Zusammensein in normal geordneten Verhältnissen gesichert und zugleich der Pflegekünstler die Erfüllung ihrer Aufgabe weithin erleichtert wird. Die Häuser sind geräumig und licht, die Einbeilung praktisch durchdacht, das verwendete Material solid, dauerhaft und leicht zu pflegen. Zu jedem Haus gehört der eigene Gemüse- und Blumengarten, der Sandkasten zum Spielen und die praktische Wäscheaufhänge. Blumen leuchten auf den Balkonen und erhöhen das freundliche Aussehen des typisch ländlichen Hauses. So ein Kinderdorfhaus ist tatsächlich eine Familiengemeinschaft, die eng verbunden ist. Jede wird natürlich individuell von der Mutter her geprägt, alle aber sind gemeinsam nach den Grundsätzen christlicher Lebenshaltung geführt und ausgerichtet.

Erziehung, Familien- und Gemeinschafts-sinn im Kinderdorf

Das Südtiroler Kinderdorf wurde in der Absicht gegründet und aufgebaut, Südtiroler Kindern, welche in einem sozialen Notstand leben, eine Heimstatt zu geben. Sie sollen aus der Zugehörigkeit dieser Gemeinschaft jetzt und in Zukunft eine sichere, geordneten Familienverhältnissen entsprechende Lebensform finden. Die von der Verwaltung des Kinderdorfes übernommene Sorgspflicht kann sich bei der Verfolgung dieses Zieles nicht allein auf das Leiblich-Materielle erstrecken, sondern muß notwendig und selbstverständlich auch einen Erziehungsauftrag einschließen. Pflicht und Recht zur Erziehung der im Kinderdorf lebenden jungen Menschen begründet die unumstrittene Hauptaufgabe dieser Gemeinschaft. Das Südtiroler Kinderdorf unterstellt den Erziehungsauftrag wie alle anderen Kinderdörfer auch dem Grundgedanken, die seelische, geistige und leibliche Entwicklung im Lebenskreis der Familie zu fördern. Dies ist der Kinderdorfgedanke schlichthin!

Kinder, denen es geschenkt ist, im Elternhaus aufzuwachsen, bauen ihr Weltbild aus dem familiären Lebensraum, welcher durch Vater, Mutter und Geschwister Gestalt hat. In diesem Raum gelten Orientierungsgrundsätze, nach denen das tägliche Leben abläuft. Aus diesem Raum erschließt sich das Kind nach und nach die größere Welt, findet aber normalerweise immer wieder in diesem Schutz und Geborgenheit gebundenen Familienkreis zurück. In der Familie wird im Kind angelegt, was zu seiner Zeit durch die religiösen und wissenschaftlichen Elemente, also durch Kirche

und Schule, Postenentwicklung und Vertiefung erfährt.

Im Kinderdorf will man dem jungen Menschen, der unglücklicher Umstände wegen nicht in guten Familienverhältnissen aufwachsen kann, dennoch das familiäre Lebensgefühl geben. Dabei gibt es grundsätzliche Schwierigkeiten. Ganz gewiß kann man nicht den Vater auf die Rolle des Erziehers beschränken. Man muß ihm gerechterweise zubilligen, daß er im Familienleben ein Faktor, in der Regel sogar tonangebend ist. Der Kinder im Kinderdorf fehlt der Vater. Würde man dort einem Elternpaar die Obsorge anvertrauen, erstünde sofort das menschliche, allzu menschliche und kein zu bewältigende Problem der „eigenen“ und der „fremden“ Kinder. Hinzu kommt, daß die in einem Kinderdorf als Familie lebende Gruppe — bei uns die Mutter mit neun Kindern — wohl altersmäßig familiengerecht gestuft ist, sich aber aus neun Kindern der verschiedensten Herkunft und damit auch der verschiedensten Erbanlagen und Charaktereigenschaften zusammensetzt. So kommt alles auf die Mutter an, die an den ihr anvertrauten Kindern die Stelle der leiblichen Mutter vertreten soll. Es ist selbstverständlich, daß auch in dieser Beziehung manches Problem offen bleibt.

Dennoch, die Gemeinschaft der Kinderdorfmutter mit den ihr anvertrauten Kindern erscheint uns den Umständen nach die beste aller möglichen. Man muß die Dinge sehen wie sie wirklich sind. Da ist irgendwo im Land so ein kleines Menschenkind ohne Heim, ohne Zuhause, ohne die Liebe und Fürsorge seiner Eltern und findet Aufnahme im Kinderdorf. Es findet ein schützendes Dach, eine Schlafstelle, einen Platz am gemeinsamen Tisch, Essen und Trinken und vor allem jemanden, der gut mit ihm ist, Mutterstelle vertritt, ja mehr noch, Mutter sein will! Welch ein Wandel im Leben eines solchen Kindes! Gestern noch umgöttert und verstoßen, findet es nun wieder in eine Gemeinschaft, welche in Idee und Form dem Idealfall „Familie“ nahe kommt.

Die Kinderdorfmutter

Ob das durch Statut, Arbeitsordnung und Organisation im Kinderdorf praktizierte System der familienähnlichen Gemeinschaft zum Ziele führt, ist hauptsächlich von den Fähigkeiten der Kinderdorfmutter abhängig. Sie muß den Kindern Mutter sein wollen, und zwar in jeder Beziehung. Sie sollte — soweit überhaupt möglich — auch noch der Erziehungsanteil des Vaters übernehmen. Die charakterliche Veranlagung und ihre grundsätzliche Einstellung zum Kind sind primär wichtiger als ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse; Kochen, backen, nähen, putzen usw. läßt sich lernen und durch Übung vervollkommen, Mutter sein, nicht.

Die Kinderdorfmutter ist keine Berufspädagogin, aber sie ist in Erziehungsfragen nicht ohne Kenntnisse. Die Dorfverwaltung trägt für eine fortlaufende Weiterbildung Sorge. Seelsorger, Pädagogen und Ärzte behandeln, jeder von seinem Wirkungskreis aus, grundsätzliche und aktuelle Probleme und stehen der Müttern zur Verfügung, wenn spezielle Erziehungsfragen gelöst werden müssen. Insofern haben die Kinderdorfmütter, im Vergleich zu manchen anderen, mehr Möglichkeiten, eigenes Wissen zu erweitern und empfangen auch mehr Anregungen, vom erworbenen Wissen Gebrauch zu machen.

Erziehung außerhalb der familiären Gruppe

Es liegt nicht im Konzept des Kinderdorfes, ein Erziehungsinstitut im herkömmlichen Sinne zu sein. Das wurde immer wieder herausgestellt und geht auch aus den hier festgestellten Gedanken hervor. Soziologisch ist es eine durch mehrere familiäre Gruppen gebildete Gemeinschaft, ein Dorf. Durch den im Kinderdorf eingerichteten Kindergarten, durch gemein-

same Veranstaltungen, Spiele und Verbindungen im eigens dafür geschaffenen Gemeinschaftsraum, durch das gemeinsame Gebet in der Dorchkapelle werden nicht nur seelische und geistige Kräfte geweckt und entwickelt, sondern auch die im späteren Leben so überaus wichtige Einordnung in die Gemeinschaft praktisch geübt. So wird es den Kindern so leicht als möglich gemacht, sich auch außerhalb des Dorfes zurechtzufinden.

Die Sorgen um das tägliche Brot

Die Kinderdorfmütter dürfen stolz sein und froh auf die großen Leistungen blicken. Auch in unserem Land hat sich wahrlich der neue Weg der familienähnlichen Betreuung elternloser Kinder bewährt und ist das Kinderdorf zum Symbol eines neuen Erwachens der Liebe zum hilflosen Nächsten und des Bewußtseins unserer Verantwortlichkeit füreinander geworden. Helfende Hände haben das Kinderdorf geschaffen, helfende Hände sollen seine Zukunft und die Zukunft der Kinder, die darin wohnen sichern. Wer im Leben steht und der Existenzkampf kennt, wird sich ausrechnen können, welcher Mittel es bedarf, das Dorf und seine Bewohner zu erhalten.

Mangels der erforderlichen Kompetenzen der heutigen Südtiroler Landesregierung bekommt das Südtiroler Kinderdorf nur einen bescheidenen Beitrag für die außerehelichen Kinder, die es beherbergt und das sind nur wenige. Mit diesem Beitrag werden nur ca 10 Prozent der gesamten Unkosten gedeckt, so daß 90 Prozent für die Erhaltung des Kinderdorfes durch Privatinitiative aufgebracht werden müssen.

Es bedarf viel Idealismus und resillosen Einsatz und es ist eine schwere psychische Belastung für alle ehrenamtlichen Mitarbeiter, wenn jeden Monat gekämpft werden muß, um die Mittel für den laufenden Unterhalt aufzubringen. Wenn das soziale Werk den Kindern der deutschen Volksgruppe erhalten werden soll, muß durchgehalten werden und zwar solange, bis dem Südtiroler Volk die echte Landesautonomie mit den entsprechenden Kompetenzen auch für die Kinderfürsorge gegeben wird, damit auch das Südtiroler Kinderdorf für jedes Kind einen monatlichen Unterhaltsbeitrag erhält, wie dies in allen europäischen Staaten gesetzlich vorgesehen ist.

Alle jene im In- und Ausland, denen das Schicksal elternloser oder aus anderem Grund schutzbedürftiger Kinder, nicht nur in sozialer, sondern auch in völkischer Hinsicht am Herzen liegt, mögen dem Südtiroler Kinderdorf wenigstens solange helfen, bis der Unterhalt durch die öffentliche Landesfürsorge gesichert sein wird.





Gernot Polger

von Günter Posch, Innsbruck

Die hier abgebildeten Reproduktionen geben nur einen kleinen Einblick in das Schaffen Gernot Polgers. Polger wurde 1939 in Königsberg geboren, studierte von 1958 bis 1961 an der Karl-Mark-Universität Leipzig Sprachen und übte sich noch vor Errichtung der Berliner Mauer in der Westart. Er beendete an der Freien Universität Berlin 1965 sein Studium. 1965/66 besuchte er die Hochschule für Bildende Künste. Seither widmet er sich seiner Malerei als freischaffender Künstler. Er beteiligte sich an Ausstellungen in Aachen, Würzburg, Heidelberg, Mannheim und München. Bekannt wurde Polger durch seine Federzeichnungen, für die er fünfmal zwei ersten und einmal zweiten Preis ausgezeichnet wurde.

„Die Federzeichnungen Polgers sind von überraschender Qualität. Neben konventionellen Elementen enthalten sie neuartige Abstraktionen von außerordentlicher Präzision, die durch eine eigenwillige Strichführung besonders klar betont werden. Der Betrachter dieser Bilder wird über kurz oder lang in den archaischen Rhythmus seiner Werke hineingezogen und spürt die Kraft der oft mutwillig erscheinenden Formgebung, die aber nichtsdestoweniger von einer strengen Gesetzmäßigkeit beherrscht ist. Man wird Polgers Schaffen auch in Zukunft aufmerksamkeit beobachten müssen.“

(Süddeutsche Zeitung vom 1. 4. 1966)

Bekanntlich läßt sich über Geschmack schlecht streiten, da eben die Geschmäcker verschieden sind; aber wir spüren bei Polgers Zeichnungen nicht von einem „archaischen RHYTHMUS“ und auch wenig von einer „strengen Gesetzmäßigkeit“. Wir sind uns bewußt darüber, daß man ein Kunstwerk in erster Linie anschauen sollte und daß es schwer ist, darüber zu reden. Trotzdem stellen wir die Frage, ob ein Kunstwerk dadurch zum Kunstwerk wird, daß es vom Geschmack der Zeit dazu erklärt wird? Hat es sich nicht schon oft genug gezeigt, daß eine spätere Zeit das als Kitsch erklärt hat, was von einer früheren Generation als Kunst bewundert wurde? Polger rechnet sich nicht zur abstrakten Kunst, sondern zur sogenannten abstrahierenden Kunst. Die hier wiedergegebenen Bilder nennt er: Distei und Pfordemond. Möge sich der Betrachter sein eigenes Urteil bilden!



Punkte zum Nahostkonflikt

Die beiden folgenden Stellungnahmen zum Israel-Konflikt wollen wir unseren Lesern jetzt zur Diskussion vorlegen, ohne uns mit der einen oder der anderen Meinung zu identifizieren. Uns scheint, daß beide Beiträge noch seine beachtenswerte Grundlage für eine Debatte darstellen, doch hatten wir es für wichtig, daß wir uns mit den Arabern auseinandersetzen.

Es ist abschließend, wie sich ein Araber zu den Gegenständen im Nah-Ost-Konflikt stellt. Der zweite der folgenden Beiträge würde uns von einem arabischen Studenten zur Verfügung gestellt, der aus Nablus in Palästina stammt, einer Stadt, die derzeit von den Israelis besetzt ist. Adib-Habil studiert in Innsbruck.

Michael Katz, Darmstadt

Die Problematik, die hinter den letzten Ereignissen des Mittleren Ostens steht, ist vielschichtig. Es ist sehr schwierig, dieses ganze Problem zu erfassen; erlauben Sie mir deswegen, nur wenige Punkte zu bezeichnen, und diese zum Bericht im Skolast-Heft Nr. 2 als Ergänzung anzuknüpfen.

Die Unabhängigkeit des Staates Israel beginnt mit dem Beschluß der Vollversammlung der Vereinten Nationen über die Teilung des damals unter englischem Mandat stehenden Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat, die durch wirtschaftliche Beziehungen verbunden bleiben sollten. Dieser Beschluß, der auf Grund des UNO Ad-hoc-Komitees gefaßt worden ist, wurde nur von seiten der Vertreter der jüdischen Bevölkerung akzeptiert; die Araber lehnten diesen Beschluß ab, und erwiderten sogar vor der Vollversammlung der UNO, daß sie sich mit Gewalt gegen diesen Beschluß wehren würden. Die Araber begannen mit Unruhen, die sich am 15. Mai 1948 zu Kampfhandlungen erweiterten. Diese führten zwangsläufig zu Änderungen der von der UNO-Vollversammlung vorgeschriebenen Grenzen. Daß die Araber 1948 den Krieg begonnen haben, bestreiten sie nicht.

Der Schaffung eines nationalen Heimes für das jüdische Volk lag die Balfour-Deklaration zu Grunde. Es sei erwähnt, daß der Völkerbund in seinem Mandatsauftrag an England (22. 7. 1922) die Balfour-Deklaration ausdrücklich eingefügt und die Entschung des jüdischen Staates befürwortet hat. Die Rückkehr des jüdischen Volkes in seine Heimat, wo sein Ursprung lag und seine Geschichte begann, kann von niemandem als „imperialistische Invasion“ betrachtet werden. Solche Formulierungen für das Verlangen eines Volkes nach Selbstbestimmung und Befreiung, insbesondere nach den Ereignissen während des Dritten Reiches, ist unzulässig.

Historisch gesehen, ist Israel eigentlich der einzige Staat im Nahen Osten, der nicht durch eine Kolonialmaßnahme gegründet worden ist, sondern durch einen Beschluß der Vereinten Nationen, deren Autorität als internationale Institution für die Verkörperung und Durchsetzung des internationalen Rechtes unbestritten ist. Der erwähnte Beschluß kam nur zustande, weil sowohl die Westmächte als auch die Ostblockländer die Berechtigung des jüdischen Volkes auf eine eigene Heimat in Israel eingesehen haben. Demgegenüber gibt es keinen einzigen arabischen Staat, der nicht durch eine einseitige koloniale Bestimmung entstanden ist.

Eine der unmittelbaren Konsequenzen aus dem den Israelis aufgezwungenen Krieg im Jahre 1949 ist die Entstehung des Flüchtlingsproblems. Die arabischen Staaten haben die palästinensischen Araber ermutigt, die von ihnen bewohnten Stätten vorübergehend zu verlassen, um den Invasionsstruppen nicht im Weg zu stehen. Die Forschungsgruppe für Europäische Wanderungsprobleme (R.E.M.P.) berichtet in ihrem Januar/März Bulletin von 1957: „Bereits in den ersten Monaten des Jahres 1948 veröffentlichte die Arabische Liga Anordnungen, in denen die arabischen Bevölkerung Palästinas aufgefordert wurde, Zuzug in den benachbarten Ländern zu suchen, um später im Gefolge der siegreichen arabischen Armeen in ihre Wohnstätten zurückzukehren und dann ihren Anteil am zurückgelassenen jüdischen Besitz

zu erhalten.“ Die arabischen Führer sorgten in ihren Ländern nicht für die Integration dieser Flüchtlinge. Dazu König Husseins Interview mit Associated Press (ap-Telegramm aus Amman vom 17. Januar 1960): „Seit 1948 behandeln die arabischen Führer das Palästina-Problem in einer unverantwortlichen Art und Weise. Sie schauen nicht in die Zukunft. Sie haben das palästinensische Volk für eigennützige politische Zwecke ausgenutzt. Das ist lächerlich und ich möchte sogar sagen verbrecherisch.“ Als Ergänzung zu den Ausführungen König Husseins sei z. B. erwähnt, daß die Führer der arabischen Flüchtlinge selber keine Palästinenser sind, sondern Vertreter verschiedener arabischer Staaten, die diese unglücklichen Menschen für ihre eigennützigen Zwecke ausnutzen. Nur so kann die Zurückweisung der einseitigen Bereitschaft Israels 100.000 Flüchtlinge im Jahre 1949 aufzunehmen, verstanden werden. Der Widerwillen, eine konstruktive Lösung für dieses menschliche Elend zu finden, wird auch am folgenden Beispiel deutlich: (Ankündigung von Radio Kairo am 18. Juli 1957) „Die Tatsache, daß Israel versucht, das Flüchtlingsproblem zu lösen... diese Tatsache allein genügt, jeden Versuch von arabischer Seite zu verhindern.“ An dieser Stelle möchte ich noch erwähnen, daß es auch ein „jüdisches Flüchtlingsproblem“ hätte geben können. Israel hat nämlich seit der Entstehung des Staates über 300.000 jüdische Verfolgte aufgenommen und diese kulturell, finanziell und gesellschaftlich völlig integriert. Die Politik der arabischen Staaten hat als einziges Ziel in dieser Frage die Vernichtung des Staates Israel. Die Lösung des Flüchtlingsproblems stellt für die arabischen Staaten nicht den Anfang zur Annäherung mit Israel dar, sondern soll der Schaffung einer fünften Kolonne dienen. Dazu: „Die Rückkehr, die wir anstreben, ist die freie Rückkehr nach Palästina, nicht um in Israel zu leben, sondern auf seinem Raum in einem Land, dessen Souveränität uns allein zusteht.“ (Al Gomhuriya, Kairo, 10. Juli 1960.)

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen Israel nicht in der Lage ist, das Flüchtlingsproblem isoliert zu betrachten, sondern nur im Rahmen einer Gesamtlösung der Beziehungen zwischen Israel und seinen Nachbarstaaten. Diese Auffassung, wonach das gesamte Problem der gegenseitigen Beziehungen zu lösen ist (und nicht nur einzelne Teilprobleme), ist auch die Auffassung der Vereinten Nationen und wurde von dieser Institution öfters bestätigt.

Die Lage im Mittleren Osten ist noch immer bedrohlich. Der Grund liegt in der Denkweise der meisten arabischen Führer. Es kann nicht nur von einer Seite Verzicht und Zurückhaltung gefordert werden, während sich die andere Seite auf die Vernichtung des Staates Israel vorbereitet. „Das arabische Volk ist fest entschlossen, Israel vom Antlitz der Erde auszulöschen und die arabische Ehre in Palästina wieder herzustellen.“ (Radio Kairo, 25. Mai 1967.) Daß diese Drohungen ernst gemeint sind, hat sich wiederholt bestätigt. Anstelle der Drohung der Araber müßte eine Kooperation erfolgen, um eine endgültige Friedenslage zu schaffen. Diese ist aber unmöglich erreichbar, wenn sich das Konzept der Araber nicht ändert. Die Konzeptionen, wie sie auch von einigen Arabern im Gespräch mit dem „Skolast“ zum Ausdruck kamen, ermöglichen keinen dauerhaften Frieden im Nahen Osten.

II von Adib-Habil

Es ist nicht zu verwundern, daß die Israelis den Teilungsplan angenommen haben, während die Araber ihn ablehnten. Auch Salomon hat in einem Urteil entschieden, das neugeborene Kind, um das sich die beiden Frauen stritten, sei zu teilen. Die echte Mutter des Kindes hat da-

mal jenen Plan abgelehnt. So könnten wir jetzt diesen ab.

Die Israelis wollten einen Fußbreit Boden im arabischen Raum, in der Absicht, ihre Expansion von hier aus weiterzuführen. Als Beweis dafür genüge, was am 5. Juni dieses Jahres geschah sowie die harte Haltung der Israelis, um das Recht auf die arabischen Gebiete zu behalten.

Es ist kein Wunder, daß die illegale Geburt dieses Staates als imperialistische Invasion zurückgewiesen wird; aber diese Tatsache ist bereits in der Balfour-Deklaration eingebettet. Balfour hat am 2. November 1917 das Dokument herausgegeben (Balfour-Deklaration), das den Zionisten Palästina als Nationalheimat verspricht. Er übergab dabei die Rechte der überwältigenden arabischen Mehrheit. Er gab den Arabern einen zweitrangigen Status durch die Formulierung, daß nichts getan werden solle, um die bürgerlichen und religiösen Rechte der bestehenden nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina zu beeinträchtigen.

Andererseits erschien diese Deklaration während des ersten Weltkrieges - bevor sie dem Völkerbund vorgelegt werden konnte - unter Balfour als Außenminister der britischen Regierung und Rothschild, dem Führer der zionistischen Bewegung.

Das britische Mandat, England und Frankreich gelang es durch Anwendung von Macht- und Druckpolitik, die Konferenz von San Remo davon zu überzeugen, Palästina 1920 unter britisches Mandat zu stellen. Da aber infolge des hohen kulturellen Standes der palästinensischen Araber ein absolutes Mandat für Palästina nicht in Frage kam, gab man ihm die Mandatskategorie „A“, wobei seine Unabhängigkeit anerkannt, eine Übergangsperiode jedoch gefordert wurde.

Um die Balfour-Deklaration wirksam werden zu lassen, ein Dokument, mit dem eine Nation einer anderen feierlich das Gebiet einer dritten versprach, ernannten die Briten einen Zionisten, Sir Herbert Samuel, zu ihrem ersten Hochkommissar in Palästina. Unter den von Samuel ernannten hohen Verwaltungsbeamten befand sich ein anderer zionistischer Jude, Norman Bentwich, der für eine Reihe neuer Gesetze verantwortlich war, die die Einwanderung in Palästina und den Land-erwerb durch Juden erleichterte. Die Palästinenser bildeten im Jahre 1920 eine Mehrheit von 92%. Durch die britische Politik machten sie im Jahre 1948 immer noch eine Mehrheit von 68% der gesamten Bevölkerung aus und der damals in zionistischen Händen befindliche Grundbesitz überstieg nicht 6% des Gesamtgebietes.

Jetzt ist das ganze Land Palästina in Händen der Zionisten. Bedeutet dies immer noch keine Expansion der Israelis? Deutet dies noch immer nicht auf eine dauernde Bedrohung gegen den ganzen arabischen Raum und somit gegen den Weltfrieden? Bedeutet dies keine imperialistische Invasion gegen die Araber und insbesondere gegen die Palästinenser?

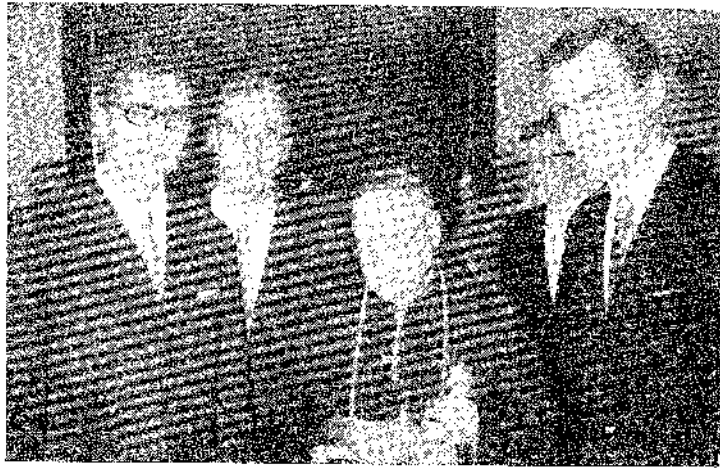
Die Hintergründe des Krieges in den Jahren 1956 und 1967 sind immer noch imperialistischer Art:

1. Die Suezkanaleroberung, um freie Schifffahrt für Israel zu erreichen und die Interessen Amerikas und Englands zu sichern.

2. Der arabischen Raum ist immer noch Einflußraum rivalisierender alter und neuer Kolonialmächte. In diesem Sinne ist auch Israel eine neue russische Kolonialmacht.

Solange das Recht nicht im Sinne und Verständnis der Menschen liegt, bleibt dieses Problem ohne Lösung und stets eine Weltgefahr. Tatsächlich gefährdet es die ganze Welt.

Es gibt keinen Ersatz für Recht und Gerechtigkeit. Das Unrecht besteht immer noch mit der Staatsbildung Israels. Es gibt keine andere Lösung, als die, den Staat Israel aufzulösen. Die Bevölkerung des Gebietes aber und alle Menschen sind im arabischen Raum willkommengeheißen.



Helmut Ladurner, Ex. Dr. Marian Tumlir, Wolfgang Mayer König am 9. November 1967 in Wildbad Einöd.

Interview mit Marian Tumlir dem Hochmeister des Deutschen Ordens

von Helmut Ladurner, Wien
und Wolfgang Mayer König, Wien

Copyright: Rechte bei W. M. Köszig.

Skolast: Exzellenz! Die Südtiroler Hochschüler wollen Ihnen auf diesem Wege die herzlichsten Glückwünsche anlässlich Ihres 80. Geburtstages entgegenbringen.

Gerade die vielfältigen Beziehungen des Deutschen Ordens zu Südtirol und die sowohl kulturellen als auch pastoralen Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart waren uns ein Anlaß, Sie zu bitten, uns mit den Zielsetzungen des Ordens und dem Verhältnis zu seiner eigenen Geschichte vertraut zu machen.

Wir bitten Sie nun, uns einleitend einen kurzen Rückblick auf Ihr Wirken in Südtirol und Ihre Tätigkeit als Hochmeister zu geben.

Exz. Tumlir: Mein Bericht ist kurz.

Ich war nach der Priesterweihe im Jahre 1910 kurze Zeit in Lana, Burgstall und Sarnthein als Kaplan tätig, wie jeder andere Kaplan. Das einzige war, daß ich in Sarnthein den Friedhof hergepflegt habe, wofür mich die Leute zu anfang fast gesteinigt hätten. Später besuchte ich die Universität in Innsbruck, Fachrichtung Geschichte und Geographie. Drei Jahre hindurch lehrte ich am Mädchenlyzeum der Englischen Fräulein in Meran Geographie und Geschichte. Wichtigeres ist niemals vorgefallen.

1923 wurde ich in das mir verhaßte Archiv nach Wien berufen, worüber ich ein Jahr lang mit Gott und der Welt geadert habe. Dort begann ich nun mit der Sammlung des riesigen Stoffes der Geschichte des Deutschen Ordens; bearbeitete etwa 7000 in Kisten lagende Urkunden, die in 25 Bänden registriert wurden.

Das Buch „Der Deutsche Orden im Wachsen und Wirken“ war schon 1938 im Druck, jedoch erst in Korrekturbögen. Zu Beginn des 2. Weltkrieges wurden die Letztern eingeschmolzen — mein Lebenswerk schien unterzugehen.

Nach 1945 ereignete sich nichts Besonderes. Im Mai 1948 wurde ich zum Hochmeister gewählt.

In der Folge erwuchs mir als Hochmeister die Hauptaufgabe, den mutlos gewordenen Brüdern und Schwestern Vertrauen einzuflößen und ihnen in der schweren Lage, in der sie sich befanden, ein bißchen mit Rat zur Seite zu stehen. Großes, von dem ich die Ursache gewesen wäre, hat sich nicht ereignet.

Skolast: Kann für den Berufenen ein traditionsreicher Orden der Beweggrund zum Eintritt sein, oder ihn ebenso davon abhalten?

Exz. Tumlir: In meinen jüngeren Jahren spielte die Tradition — soweit ich es erkennen kann — eine große Rolle. Ich denke hier besonders an die österreichischen und deutschen Stifte.

In unserer Zeit ist eine altehrwürdige Tradition — sowie! Ich gemeint habe — eher ein Hemmschuh. Der junge Mensch von heute geht am liebsten dorthin, wo er selbst mitaufbauen kann.

Skolast: Was waren Ihre Motive für die Wahl des Deutschen Ordens als priesterliches Betätigungsfeld?

Exz. Tumlir: Als junger Student habe ich verschiedentlich Deutschordenspriester gesehen. Dieses Kreuzabzeichen auf der Brust hat auf mich abschreckend gewirkt.

Dann war unplötzlich — ich kann nicht anders sagen — der Ruf Gottes über mir und ich habe als in meinem Leben zweifelt oder bedauert, in den Deutschen Orden eingetreten zu sein. Warum das geschah, ist somit wohl auch gesagt. Ich könnte keine Gründe angeben: es war einfach da.

Skolast: Was kann die Südtiroler Jugend zur Verbreitung des Gedankens des Deutschen Ordens in Ihrer Heimat tun, der dahingehend lautet, den derzeit einzigen Schwerpunkt des Ordens — Südtirol — zu erhalten, weiter auszubauen und somit den nötigen Ordensnachwuchs sicherzustellen?

Exz. Tumlir: Ich lebe seit 44 Jahren außerhalb meiner Heimat Südtirol in Wien, kenne die Entwicklung der Südtiroler Jugend nicht und kann deshalb auf diese Frage keine Antwort geben.

Skolast: Wir stehen bewundernd vor der historischen Bedeutung des Deutschen Ordens im europäischen Kulturraum. Die Aufbauarbeit dieses Ordens, die Preußen und Baltikum zu blühender Größe führte und zu straff organisierten Ländern machte, ist einzigartig und unaustöschbar in der europäischen Geschichte verankert.

Das Hauptproblem des Ritterordens im Mittelalter scheint aber doch die enge Verbindung von Staat und Kirche, fundiert in der Zweischwertschwerttheorie aus der Bulle Bonifatius VIII. Die Vereinigung von kirchlicher und weltlicher Macht in der Person des Hochmeisters im Falle Preußens brachte die Gefahr mit sich, daß die religiöse Institution das Schicksal der politischen Institution teilen mußte und notgedrungen mit ihr unterginge.

Wie stellt sich der Deutsche Orden im Lichte der neuesten Forschungen zu diesem Problem?

Exz. Tumlir: Es ist unrichtig, daß der Deutsche Orden auf der Zweischwertschwerttheorie des Bonifatius VIII. basiert. Der Orden entstand ja hundert Jahre vor Erlaß dieser Bulle.

Weiter ist der Satz „Vereinigung von kirchlicher Macht und weltlicher Macht in den Händen des Hochmeisters in Preußen“ nicht ganz korrekt. Der Hochmeister war Generaloberer seiner Ordensbrüder mit allen Vollmachten eines Generaloberen; für das Volk in Preußen war er der Landesregent, der für die kirchliche Gewalt nur die Rolle eines Helfers inne hatte. Alle seelsorglichen Belange lagen bei den Bischöfen. Es hat sich nur ein patriarchalisches Regime entwickelt, darin bestehend, daß die Bischöfe bei allen wichtigen Angelegenheiten beim Hochmeister zu Gast waren, um die kirchlichen Belange in den vier Bistümern einheitlich zu regeln. Dieses System hat sich gut bewährt.

Wenn natürlich der Orden in Preußen unter einem weltlichen Landesfürsten gestanden wäre, hätte sein Fortbestand in Preußen als geistlicher Orden Möglichkeit gehabt. Nun muß man aber sagen, wie hätte das gemacht werden sollen? Es war nicht möglich, das Land als ein päpstliches Lehen einem weltlichen Fürsten zu übertragen. Deshalb wurde der Thorner Friede von Rom nie anerkannt.

Skolast: Hugo de Paganis Gedanken der Verkündigung des Glaubens mit dem Schwert ist sehr problematisch und mag seine zeitgebundene Berechtigung im Kampf gegen den Islam finden. Kann man dieses Leitmotiv: Glaube und Schwert, auch auf den Fall Preußen anwenden?

Exz. Tumlir: Meiner Überzeugung nach, die ich aber nicht beweisen kann, plante Hochmeister Hermann von Salza die Errichtung eines christlichen Staates im Baltikum. Der Anlaß dazu war der polnische Kreuzzug vom Jahre 1221, der nur Mißerfolge brachte und jahrelange Verheerungen des christlichen Nordpolens durch die heidnischen Preußen. In seiner Not rief Herzog Konrad von Masowien den Orden zu Hilfe. Papst und Kaiser drängten schon 1226 zum Eingreifen. Der Hochmeister nahm aber erst 1230 den Kampf auf. Als dann im Jahre 1236 die livländischen Aufgebote bei Saufen vernichtet wurden und die christliche Sache an der Düna vor dem Untergang stand, griff Hermann von Salza über Aufforderung des Papstes auch in Livland ein. In diesem Falle war das Eingreifen des Ordens rein defensiv — Rettung der christlichen Sache. In Preußen jedoch kann man von einem offensiven Krieg für die nordpolnischen Gebiete sprechen.

Skolast: Betrachtet man den hierarchischen Aufbau des Ordens — der Ritterbrüder wurde durch die Papstbulle vom 15. 1. 1220 die volle Herrschaft verliehen, die Klerikerbrüder aber erhielten nur untergeordnete Stellung — so drängt sich die Frage auf, ob die Eroberung Preußens in ihrem Ansatz nicht ausschließlich von machtpolitischen Interessen getragen wurde. Damit verließ man aber jenen religiösen Aufgabenbereich, der jede Ordensgemeinschaft erst zu einer Ordensgemeinschaft macht.

Exz. Tumlir: Das Rittersystem hatte nach 1220 die ganze Leitung des Ordens inne. Im deutschen Reich und in Italien gab es aber viele Komturen, in denen nur Priester waren und Priester als Komture hatten, auch als Landkomture.

Bezugnehmend auf den zweiten Teil dieser Frage möchte ich bemerken, daß nach meiner Überzeugung der Hochmeister Hermann von Salza wohl an die Gründung eines christlichen Staates im Baltikum dachte. Wenn man nun behauptet, der Orden verließ damit jenen religiösen Aufgabenbereich, der jede Ordensgemeinschaft erst zu einer solchen macht, so muß ich feststellen: es handelte sich um einen Ritterorden.

Der Orden wurde überall dort eingesetzt, wo der Fortbestand christlicher Völker durch die Überfälle heidnischer Stämme bedroht wurde, so z. B. im Burzenland. Dort hatte er nur die Aufgabe, die Einfälle der mongolischen Völker in Ungarn zu verhindern; Landesverteidigung also. In Sizilien und Unteritalien kämpfte er ständig gegen die nordafrikanischen Räuberbanden - Seeräuber - ringen. Das war keine Verbreitung des Glaubens mit dem Schwert. In heidnischen Preußen ja; zu wurde der Glaube mit dem Schwert verbreitet; Livland war zum Großteil schon christlich.

Wenn man einen modernen Ausdruck gebrauchen darf, so war der Deutsche Orden während des Mittelalters - im positiven Sinne - eine der Polizeitruppen des Papstes zur Verteidigung christlicher Länder.

Skolast: Aus welchen Bevölkerungsschichten kamen die Mitglieder der Deutschen Ordens im Mittelalter?

Exz. Tumler: Die Ritter, die etwa ein Fünftel der Ordensmitglieder ausmachten, stellte der Adel. Daneben gab es bürgerliche Brüder, die allen Berufen angehörten: Architekten, Ärzte, all das muß dabei gewesen sein; zu den Klosterbrüdern kamen noch Laienbrüder in unserer Sprache dazu und Ordensschwwestern.

Nicht die Ritter haben die Kranken gepflegt. Gott sei Dank, dazu waren sie nicht geeignet. Diese Aufgabe hatten Frauen und die bürgerlichen Brüder inne.

Skolast: Welche Gründe waren maßgeblich für den Niedergang des Deutschen Ritterordens?

Exz. Tumler: Im 1. Jahrhundert seines Bestandes hatte der Orden ein großes Reservoir an Nachschub von Menschen, die, wie ein Historiker sagte, Ritter und Mönch zugleich als Ideal ihres Lebens betrachteten. Wir finden deshalb in dieser Zeit im Orden Novizen, die in der Welt bereits Großes geleistet hatten,

in der Welt Lebwohl sagten und Ordensleute wurden, ja sogar ihre ganze Familie mitzogen in den Orden. Der zweite Landesmeister von Preußen war Verwalter und Krieger zugleich. Aus diesen Gründen erfuhr das Land einen solchen Fortschritt.

Konrad von Thüdingen, der Schwager der heiligen Elisabeth, ist mit 18 seiner Leute in den Orden eingetreten. Diese Menschen unterwarfen sich einem Ordensleben von einer Strenge, die wir heute nicht mehr ertragen könnten.

Um 1400 ging diese Entwicklung zu Ende. Das deutsche Rittertum war in seinem Absinken für eine solche Lebensweise nicht mehr zugänglich, auch nicht in gemildeter Form.

Der Niedergang des Ordens mußte deshalb allgemein sein. Für den Ordensstaat im Nordosten wurde diese Lage zum Verhängnis. Von 1220 bis ungefähr 1350 arbeitete das gesamte deutsche Mutterland mit Begeisterung für den Orden in Preußen, wo es ständig galt, die schweren Lücken an Ritttern, hervorgerufen durch die Kämpfe, aufzufüllen. Nach 1350 sank dieses Interesse rapid.

Skolast: Die Beschimpfungen des Ritterordens zur Zeit der Aufklärung, hervorgehoben durch eine zum Teil falsche Interpretation der Ordensgeschichte, dauern noch bis heute an und erreichen, so glauben wir, gerade das Gegenteil des Erwarteten. Denn sowohl die aufgeworfenen Fragen, als auch die grundsätzlichen Fragen über die Verteidigung des Glaubens und die Verbreitung des Glaubens bleiben bis heute weitgehend unbeantwortet, obwohl sie auch in der modernen Zeit, trotz der Bestrebungen, die Geschichte ruhen zu lassen und keine Lehren aus ihr zu ziehen, höchst aktuell sind.

Exz. Tumler: Wir werden doch damit rechnen müssen, daß Gott die Weltgeschichte lenkt und leitet, und daß er die Menschheit immerfort an Erkenntnis wachsen läßt.

Den Juden befahl er die Kanaaniter auszurotten - was würden die heutigen Theologen dazu sagen? Sie würden wohl Gott vor Gericht zitieren. Die Makkabäer werden gepriesen, deren Verhalten nichts anderes war als Auflehnung gegen die rechtmäßige Landesherrschaft. Der Islam kam überflutend, der Papst rief zum Kampf auf, da er befürchtete, und er befürchtete sicher nicht falsch, der Feind werde nicht ruhen, bis das Christentum erledigt sein wird.

Heute sind alle Unternehmungen der Kirche eben mit friedlichen Mitteln durchzuführen. Die Erkenntnis, die Gott Moses gab, heißt, das Volk auszurotten. Die Makkabäer kämpften auf Leben und Tod für den Väterglauben. In den Kreuzzügen hieß es, sich wehren oder überannt zu werden. Der menschliche Verstand muß mit der Zeit an Erkenntnis wachsen, wenn unsere Kinder und Kindeskinde den Glauben nicht verlieren sollen.

Skolast: Durch die Verluste der wichtigsten Bollwerke im Deutschen Reich und in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie durch Kriegseinwirkungen, hat der Deutsche Orden eine neue Aufgabe an die Spitze seiner Bemühungen gestellt.

Können Sie uns bitte die Hauptpunkte dieser Neuorientierung darlegen?

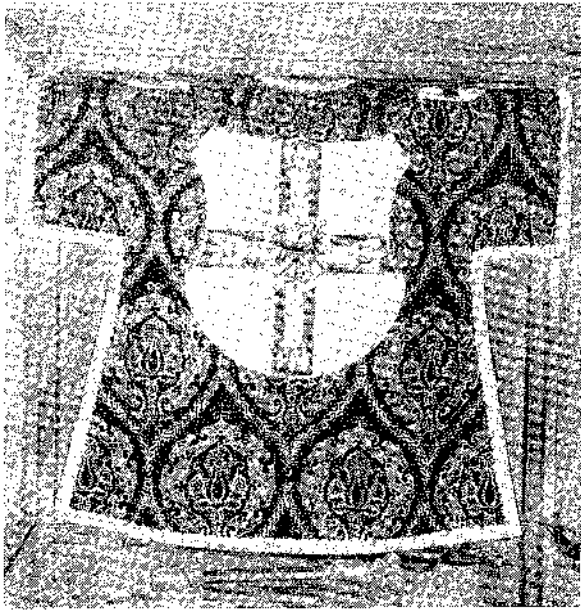
Exz. Tumler: Der Orden ist ein rein religiöser Orden ohne ritortliches Element und als solcher Orden soll er eine kleine Garde sein, die überall dort eingreift, wo es die Sache der katholischen Kirche verlangt.

Nebenbei muß es natürlich die alten Seelsorgstationen unterhalten, um auch den Nachwuchs sicherzustellen.

Skolast: Um seinen Aufgaben gerecht zu werden, hat der Deutsche Orden bei seiner Neuorganisation das mittelalterliche Ehrenritter- und Familieninstitut wiederbelebt, das ihm für sein Wirken Kräfte und Mittel zuführen soll. Durch die Eingliederung von Laien in den Orden tritt dieser in einen engen Kontakt zu hervorragenden Persönlichkeiten des öffentlichen



Geburt Christi: Ausschnitt aus dem rechten Flügel des Schnitzwerkaltars der Deutsch-Ordens-Pfarrkirche in Niederaltaun (Foto aus: Kirchenführer von Lana).



Heroldrock mit Hochmeisterwappen, Schatzkammer Wien

Lebens (Kanzler, Minister, Diplomaten, usw.), wodurch eine Beeinflussung verschiedener Stellen innerhalb einer politischen Gemeinschaft von einer religiösen Institution her entstehen könnte. Welche Haltung nimmt der Deutsche Orden dazu ein?

Exz. Tumler: Politiker, in welcher Position sie auch immer seien, werden prinzipiell in ihrem Zuständigkeitsbereich nicht in Anspruch genommen. Daß diese hohen Persönlichkeiten sich für den Orden auch von sich aus einsetzen und ihn wohlwollend fördern, kann schon der Fall sein.

Bei den Familiaren kommt es nicht auf die finanzielle Unterstützung allein an. Ihre Aufgabe besteht auch darin, den Nachwuchs für den Deutschen Orden zu fördern. Sie sind also Wohltäter des Ordens im weitesten Sinne. Ihr Wirkungskreis reicht von einer unentgeltlichen Arbeitsleistung bis zur finanziellen Unterstützung der verschiedenen Vorhaben des Ordens. Das Familieninstitut wurde als Hilfsorganisation in verschiedenster Beziehung für den Orden wiederbelebt. Der Anlaß für die Gründung dieses Institutes war für mich die schwierige Lage der Brüder und Schwestern in Deutschland nach dem Kriege. Sie besaßen gar nichts und wußten nicht, wie sie für ihren Unterhalt aufkommen können. So kam ich zum Entschluß: Jetzt brauchen wir 300 Männer, die ihnen den nötigen Unterhalt gewähren können.

Die Zustände waren grauenhaft. Nur ein Beispiel: eine Station mit sechs Schwestern, Lehrerinnen an einer Schule. Sie besaßen: einen kleinen Tisch, zwei Stühle und auf dem Boden lag Stroh und ein paar Decken. So war die Lage. Auf die Dauer konnte das nicht weitergehen. Deshalb mußte in Deutschland eine unterstützende Gruppe gebildet werden, um aus dieser Not herauszufinden.

Skolast: Ist derzeit Wien als Hochmeistersitz anzusehen? Warum gerade Wien? Oder besteht die Absicht, einen solchen erst einzurichten; welche Länder kämen dafür in Betracht, und wer wäre für eine solche Entscheidung zuständig?

Exz. Tumler: Derzeit ist Wien der Hochmeistersitz, obwohl es rechtlich nicht ganz begründet ist.

Wien wurde nach der Vertreibung des Ordens aus Deutschland im Jahre 1809 Sitz des Hochmeisters. Praktisch haben die Ritterhochmeister und dann auch die ersten Priesterhochmeister in Freudental (Schlesien) residiert. Das Zentralarchiv und die Generalordenskanzlei blieben aber noch in Wien. Für die Wahl der Residenz nach 1945 konnte nur Wien in Frage kommen. Jeder Hochmeister ist ja auf das Ordensarchiv angewiesen. Auch waren in Wien die nötigen Räumlichkeiten vorhanden.

Ob ein Hochmeister später in Wien oder in Sachsenhausen (Frankfurt a. M.) residieren wird, weiß ich nicht.

Skolast: Im Jahre 1963 wurde der Eintritt in die Nordische Mission beschlossen.

Betrachten Sie dieses Unternehmen als eine missionarische Tätigkeit im traditionellen Sinn (sofern für schon christliche Gebiete der Begriff Mission anwendbar ist)?

Wir haben größtes Interesse über dieses Unternehmen zu erfahren, zumal im Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche „Ad gentes“, Kap. 6, zwischen „der missionarischen Tätigkeit unter Heiden und den Bemühungen, die zur Wiederherstellung der christlichen Einheit unternommen werden“, unterschieden worden ist.

Exz. Tumler: Diese Entwicklung ging eigentlich von den südamerikanischen Bischöfen aus. Sie traten an das Konzil mit der Bitte heran, Europa soll doch helfen, mit Priestern und mit Geld, damit drüben nicht Tausende und Abertausende von Katholiken den Sekten verfallen. Das Interesse des Konzils richtete sich zuerst auf die Missionierung der Heidengebiete, erkannte dann aber die Aktualität dieser Bitte und ging auf sie ein.

Aus diesen Bestrebungen heraus und wegen der Flüchtlingssituation in den nordischen Ländern -- Katholiken waren über weite Gebiete ohne seelsorgliche Betreuung verstreut -- hat Erzbischof Heim die nordische Mission gegründet und auch durchgesetzt, daß sie wie die südamerikanische Situation betrachtet wird.

Es ist dies keine Heidenmission, sondern vorläufig in erster Linie nur Obsorge für die dort lebenden Katholiken. Man kann nur hoffen, daß -- wie in Holland und England -- die Möglichkeit besteht, durch gutes Beispiel, auch langsam die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen. Natürlich sind die Schwierigkeiten in einem Land wie Schweden, wo man den Himmel schon auf Erden hat, wo von der Wiege bis zum Grabe alles besorgt ist, sehr groß.

Skolast: In Ihrer neuen Abhandlung über den Deutschen Orden schreiben Sie von einem katastrophalen Rückgang der Ordensberufe.

Welche Gründe sind für diesen Rückschlag maßgebend und welche Maßnahmen wurden getroffen, um dem entgegenzuwirken?

Ist der fehlende Nachwuchs auf den inneren Aufbau des Ordens und auf die Ordensregeln zurückzuführen; liegen die Gründe an mangelnder finanzieller Unterstützung, oder muß man sie im Fehlen einer eigentlichen Ordensaufgabe suchen?

Exz. Tumler: Im Jahre 1937 hat mir einer der geschicktesten Männer, die ich kennengelernt habe, Josef Zuegg aus Lana, folgendes gesagt: Es kommt jetzt der große Weltkrieg. Nachher werden es die alten Orden schwer haben. Die heutige Jugend macht begeistert bei allem Guten mit, lehnt aber lange oder gar lebenslängliche Bindungen ab.

Nach dem Krieg war der Nachwuchs besonders bei den Schwestern sehr stark. Mit dem Eintreten des Wohlstandes wurde er immer schwächer. Die Welt bot dem jungen Menschen zuviel des Guten. Es ist zu befürchten und wird auch in der Kirche vermutet, daß diese Periode noch lange andauern wird.

Obwohl von seiten der Kirche die strenge Vorschrift erlassen worden ist, die Ordensregeln in jeder Hinsicht zu modernisieren, ist es meiner Ansicht nach fraglich, ob das auf Ordensberufungen großen Einfluß haben wird. Die wirklich suchenden Menschen suchen die Einfachheit.

Skolast: Wir erklärt der Deutsche Orden den Vorwurf seitens der Öffentlichkeit, auch in der modernen Zeit nach außen hin einen musealen Eindruck hervorzurufen?

Exz. Tumler: Ich habe nicht das Empfinden, daß man uns noch als etwas Museales betrachtet, ausgenommen in meiner Heimat, wo man noch immer vom reichen Deutschen Orden spricht. Man muß bedenken: vor zehn Jahren stand diese Ordensprovinz am Rande des wirtschaftlichen Zusammenbruchs!

Skolast: Auch in Südtirol hört man von der Modernisierung und Neugründung vieler Häuser, Spitäler, Studentenheime in den Deutsch-Ordens-Provinzen: Österreich und Deutschland.

Können Sie uns bitte darüber etwas berichten?

Exz. Tumler: In Deutschland haben die Ordensbrüder mit ihren bescheidenen Mitteln sechs Kirchen gebaut; die Ordensschwestern zwei große Altersheime, zwei Studentinnenanstalten, ein schönes Mütterheim und das Mutterhaus in Passau, das als schönstes Kloster Deutschlands gilt. Die Familiaren haben dem Orden in Sachsenhausen einen Großbau als Zentrum des Ordens in Deutschland errichtet. In Südtirol ist besonders das Studentat in Bozen hervorzuheben.

Zu bemerken ist, daß das Schwesterninstitut des Deutschen Ordens gestiftet wurde, um die caritative Arbeit, die der Orden im Mittelalter geleistet hatte, vermehrt durch den Unterricht der Mädchen, wieder aufzunehmen.

In Österreich hat der Orden das armselige Spital in Friesach zu einem modernen Spital ausgebaut. Die Ordenschwestern haben das verfallene Wildbad Ebba übernommen und zur Verwunderung aller daraus eine Anstalt gemacht, die von vielen leidenden Menschen aufgesucht wird.

Skolast: Haben sich durch die Beschlüsse des II. Vatikanums, an dessen Sessionen Sie ja teilgenommen haben, grundlegende Änderungen im Aufbau und in den Aufgaben der Ordensgemeinschaften ergeben?

Knz. Tumlir: Nein. Erneuerung hat es geheißen, Erneuerung im Sinne des Stifters; zurückgehen auf deren Grundprinzipien.

Die Orden erhitzen den Auftrag zur Erneuerung und Modernisierung der Regel für die modernen Bedürfnisse, auch in hygienischer Hinsicht und vor allem im Verhalten zu den Mitmenschen. So steht zum Beispiel in unserer Regel, daß die Schwestern mit gesenktem Blick über die Straße gehen müssen. Jetzt müssen wir die Regel ändern. — sonst werden uns alle Schwestern von den Autos überfahren!

Skolast: Welche Stellung und Bedeutung nimmt eine Ordensgemeinschaft in der modernen Zeit ein und wie wird sie ihr gerecht?

Knz. Tumlir: Die Kirche ist immer wieder auf die Orden angewiesen gewesen. Die Erneuerung der Kirche ist immer von den Orden ausgegangen. Kardinal Spellmann sagte sinngemäß in seiner großen Rede über den Ordensstand: Die Kirche und die Bischöfe müssen alles aufbieten, die Orden zu erhalten und zu kräftigen. Ein weiterer Rückgang der Orden wäre für die Kirche ein nicht wieder gutzumachendes Unheil. Auch alle Konzilsväter, die nicht Ordensleute waren, spendeten begeistert Beifall!

Skolast: Exzellenz! Wir sind uns bewußt, durch vorliegende Fragestellungen manches aufgerissen zu haben, was Sie bestürzen wird. Gestatten Sie uns jedoch zu unserer Rechtfertigung

darauf hinzuweisen, die heutige Jugend könne sich nur für etwas begeistern, wenn ihnen Bemühungen klare und unversätkelte Richtlinien aufgrund gelegt werden.

Wir danken Ihnen herzlich für das Interview.

- 14. 7. 1291 — Bürger aus Bremen und Lübeck gründen ein Hospital in Akkon
- 6. 2. 1292 — Papst Clemens III. bestätigt das Hospital Sancti Mariens der Deutschen zu Jerusalem als Orden
- 1295 — Beginn des Kampfes mit den Freieren durch den Hochmeister Hermann von Salza (Königsberg, Podung, Städtegründungen)
- 1298 — Beginn der Missionierung Ostens
- 13. Jahrh. — Höhepunkt des Deutschen Ritterordens
- 14. Jahrh. — Beginn des Verfalls
- 1410 — Schlacht bei Tannenberg: des Ordensherren unterliegt einer polnisch-litauischen Heeresmacht
- 1431 — Verlust der baltischen Gebiete durch die Hussitenkriege
- 1438 — Aufstand des brennischen Bundes
- 1466 — Friede zu Thorn — der Orden verliert Westpreußen an Polen und behält Ostpreußen
- 1525 — der Hochmeister Albrecht von Brandenburg tritt zur Protestantismus über. Das gesamte preußische Ordensland geht verloren
- 1806 — der Orden wird von Napoleon I. aufgelöst; die Ordensgebiete in Deutschland gehen verloren
- 1840 — Gründung des Insti aller der Deutschordensschwestern
- 14. 7. 1871 — die von Peter Paul Rieger aus Land und vom Erzbischof und Deutschösterreichischer Erzbischof Maximilian von Österreich—Eben aus gearbeiteten Regeln werden vom Hl. Stuhl bestätigt
- 1880/89 — der Orden wird in Österreich und in der Tschechoslowakei aufgelöst
- 1917 — in Österreich wird der Deutsche Orden wieder errichtet
- 1948 — Dr. P. Marian Tumlir, geboren am 31. 10. 1887 in der Nähe von Schladens, wird zum 62. Hochmeister gewählt

Der zweite Teil dieser Artikelserie von Dr. Clemens Wieser OT über das Wirken des Deutschen Ordens in Südtirol erscheint in der nächsten Nummer des Silesium.

Promotionen

- Markolf Offmar, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Wien
- Kafman Roswitha, Doktor der Philosophie (Sprachwissenschaften) an der Universität in Padua
- Ach von, Klaus, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität in Venedig
- Demofz Viktor, Diplom-Ingenieur der Forstwirtschaft an der Hochschule für Bodenkultur in Wien
- Weißsteiner Martin, Diplom-Ingenieur der Forstwirtschaft an der Hochschule für Bodenkultur in Wien
- Hosp Bruno, Doktor der Staatswissenschaften an der Universität Wien
- Zöschg Karl, Doktor der Staatswissenschaften an der Universität Wien
- Moser Hermann, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua
- Demofz Walter, Doktor der Handelswissenschaften an der kath. Universität Mailand
- Fink Thomas, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck
- Knautgasser Hermann, Diplom-Ingenieur für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in Wien
- Rainer Franz, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Padua
- Unterthurner Anton, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua
- Grossa Marius, Doktor der Philosophie (Chemie) an der Universität in Wien
- Kamelger Stefan, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck
- Harrasser Oswald, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Ferrara
- Mahlknecht Hubert, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität in Innsbruck
- Barbieri Lorenz, Doktor der Philosophie an der Universität in Innsbruck
- Eisendle Elisabeth, Doktor in Sprachwissenschaften an der Universität in Neapel
- Ferrari Leo, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität in Verona
- Hoffer Edgar, Doktor der Philosophie (Geologie) an der Universität in Innsbruck
- Fundneider Oswald, Diplom-Ingenieur der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in Graz
- Unterkircher Konrad, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Innsbruck
- Knoll Jakob, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Ferrara
- Leitner Alfons, Diplom-Ingenieur für Kulturtechnik an der Hochschule für Bodenkultur in Wien
- Felderer Veit, Doktor in Naturwissenschaften (Physik) an der Universität Bologna
- Pöll Johann, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Innsbruck
- Bernardi Vinzenz, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck
- March Helga, Staatskamen in Medizin an der Universität München

- Gruber Anna, Sr. Ehrentraud, Doktor der Philosophie an der Universität in Innsbruck
- Regel Edw. Walter, Rechtsreferendar an der Universität München

Grenzübertrittsgenehmigungen

Von Herrn Abg. Dr. Karl Mitterdorfer geht uns die Mitteilung zu, das Verteidigungs- und Außenministerium haben einen Revisionsprozess eingeleitet, um die Situation aller Grenzazonen im Hinblick auf die Grenzübertrittsbestimmungen neu zu untersuchen. Diese für unsere militärpflichtigen Studenten brennende Frage ist also endlich in Gang gekommen.

Conceptus

- die Zeitschrift der Innsbrucker Philosophiestudenten
- Erscheint 5mal im Jahr
- wird herausgegeben von: Günter Posch (Burgenland), Meinrad Perroz (Schweiz), Pepi Zelger (Südtirol)
- ist philosophische Fachzeitschrift und zugleich Studentenzeitschrift.
- Der Jahresbezug kostet für Südtirol 1000 L, für Österreich 33 öS. Die Einzelnummer im Buchhandel 5 öS.
- Anschrift der Redaktion: Conceptus, Höflinger Gasse 26 A - 6020 Innsbruck

- Franzelin Peter, Diplom-Ingenieur in Maschinenbau und Verfahrenstechnik an der Technischen Hochschule München
- Futzer Karl Much, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität in Parma
- Saurer Otto, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua
- Prügger Georg, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Florenz
- Salluari Hans, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität Florenz
- Baumgartner Alfred, Doktor der Handelswissenschaften an der Hochschule »Ca' Foscari« in Venedig
- Salmner Hans, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua
- Amort Christiane, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck
- Gruber Alfons, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck
- Pichler Maria, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck
- Pufzer Josef, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck
- Rainer Karl, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Innsbruck
- Graduierung**
- Floreschky Ingrid von, Diplom-Volkswirt an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck

EINE UNIVERSITÄT IN BOZEN

Hans Lunger, Wien

Verschiedentlich wurde in letzter Zeit der Gedanke der Errichtung einer Universität in Bozen ins Auge gefaßt und zur Diskussion gestellt. Bei allen Vorschlägen und Meinungen ist man aber leider noch nicht zu einer klaren und eindeutigen Vorstellung diesem Problem gegenüber gekommen. Da wir Südtiroler uns aber rechtzeitig darüber klar sein müssen, was wir überhaupt wollen und wie wir uns eine mögliche Lösung vorstellen — nämlich nicht von anderen ohne uns und gegen unseren Willen eine Regierung getroffen wird — hat die Südtiroler Hochschülerschaft vor einiger Zeit an alle Hochschulgruppen den Aufruf gerichtet, dieses Problem etwas eingehender an Hand von Unterlagen anderer doppelsprachiger Universitäten zu untersuchen. Dieser Artikel soll nun das Ergebnis eines solchen Versuches darstellen.

In diesem Zusammenhang möchte ich dem Botschaftssekretär der Schweizerischen Botschaft in Wien, Herrn C. J. Bösch aufrichtig danken. Durch seine Vermittlung hat nämlich die Universität Freiburg in der Schweiz zaverkommenderweise einige Unterlagen zur Verfügung gestellt, anhand deren es mir möglich war, nachstehenden Artikel zu verfassen.

Die Grundfrage, die in diesem Zusammenhang noch immer von manchen gestellt wird, lautet: Ist für Südtirol überhaupt eine Universität zu rechtfertigen, oder muß man so etwas als unrealistischen Wunschtraum bezeichnen? — Obwohl Südtirol nicht übermäßig groß ist, wäre meines Erachtens eine Universität ohne weiteres am Platze. Man braucht diesbezüglich nur die Universitäten der Schweiz als Beispiel zu nehmen, die im Jahre 1964 folgende Hörerzahl aufzuweisen hatten:

Zürich 5064; Genf 3921; Lausanne 3327; Bern 3249; Basel 3194; Freiburg 2285 und Neuenburg 940 Hörer. Wie man leicht errechnen kann, würde Südtirol insgesamt (d. h. mit den italienischen Studenten) ohne weiteres die Hörerzahl z. B. der Universität Freiburg erreichen. Die Stadt Freiburg zählt nämlich nicht einmal die Hälfte der Einwohnerzahl Bozens (im Jahre 1961 34.000 Einwohner). Sie liegt auch am Schnittpunkt zweier Sprachen und Kulturen und ist ebenfalls wie Bozen der Mittelpunkt einer vorwiegend ländlichen und bäuerlichen Umgebung, mit nicht übermäßig dichter Besiedlung; denn im Jahre 1961 betrug die Bevölkerung des Kantons Freiburg insgesamt (deutsch- und französischsprachige Bevölkerung) 146.000 Einwohner, also nicht einmal die Anzahl

der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols. Trotzdem wurde schon im Jahre 1869 eine Universität errichtet, die im darauffolgenden Jahr mit 133 Studenten den Betrieb aufnahm. Die wichtigsten Steigerungsstufen der Hörerzahl sehen folgendermaßen aus: Im Jahre 1909 — 326 Hörer; 1920 — 517; 1940 — 907; 1950 — 1009; 1960 — 1648 und im Jahre 1964 — 2285 Hörer. Da diese Universität weiters einen guten Ruf hat, und das klassische Beispiel einer doppelsprachigen Universität ist, möchte ich sie überhaupt als Beispiel für eine mögliche Lösung in Südtirol nehmen.

Der besondere Vorteil einer doppelsprachigen Universität für Südtirol ist vor allem darin zu sehen, daß für viele das Studium in der Heimat mit viel kleineren Schwierigkeiten verbunden wäre als anderswo. Dies gilt insbesondere auch im Hinblick auf die Tatsache, daß in absehbarer Zeit die Zahl der Südtiroler Hochschüler bedeutend in die Höhe gehen wird; bedingt vor allem durch die verbesserten Mittelschulverhältnisse. Darüber hinaus könnte man wohl hoffen, daß eine solche Universität doch auch manchen Beitrag zu einem besseren gegenseitigen Verständnis der beiden Volksgruppen leisten würde. — Auf die allgemeine wissenschaftliche und kulturelle Ausstrahlungskraft einer Universität möchte ich nicht näher eingehen, da dies ohnehin für jeden klar und einleuchtend ist.

Auch über den Sitz einer möglichen Universität werden verschiedene Meinungen vertreten. Es wurde neben Bozen vor allem Brixen genannt; und zwar einerseits wegen des Bestehens des Priesterseminars, also praktisch einer theologischen Fakultät, andererseits wegen der dort eingerichteten Sommerkurse der Universität Padua. Meines Erachtens könnte aus verschiedenen Gründen nur Bozen in Frage kommen, obwohl ich manche günstige Voraussetzung Brixens und wohl auch Merans keinesfalls in Zweifel ziehen möchte. Für die Errichtung einer Universität soll nämlich wenigstens eine mittelgroße Stadt vorhanden sein; schon wegen der Unterkunftsmöglichkeiten für die Studenten. Der Bau von Studentenheimen allein wäre wohl kaum eine vollkommen befriedigende Lösung; besonders am Anfang wäre es nicht möglich, für alle Studenten sofort Studentenheime zu errichten. Mit Freiburg kann man das nicht vergleichen, weil es dort über sieben Jahrzehnte gedauert hat, bis die Zahl der Studenten auf über 2000 gestiegen ist, und daher ausreichend Zeit vorhanden war, mit der Errichtung von

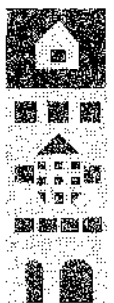
Studentenwohnungen Schritt zu halten. In Südtirol hingegen würde der Aufbau der Universität in verhältnismäßig kurzer Zeit geschehen, wobei unbedingt eine größere Menge von Studentenwohnungen von privater Seite zur Verfügung stehen müßten, was nur in Bozen möglich wäre. Noch wesentlicher als Voraussetzung ist aber eine Landeshauptstadt, wegen der dort bestehenden zentralen Institutionen wie Landesregierung, Landesgericht usw., was besonders für eine juristische Fakultät ein großer Vorteil wäre. Aber auch für Studienrichtungen, wie z. B. Technik, sind in Bozen, wegen der dort sich befindenden Industriebetriebe bessere Voraussetzungen gegeben als anderswo. Außerdem ist noch zu erwähnen, daß ein großes Krankenhaus sich in Bau befindet — dessen Weiterbau zwar schon einige Zeit wegen technischer Schwierigkeiten stillsteht, das aber früher oder später unbedingt fertig werden wird. Für eine medizinische Fakultät wäre ein so modernes Krankenhaus eine günstige Voraussetzung. Schließlich sollen auch die größeren kulturellen Möglichkeiten einer Landeshauptstadt nicht aus dem Auge gelassen werden, die wesentlich dazu beitragen, dem Studenten eine fundierte Allgemeinbildung zu vermitteln.

Bei der Errichtung einer Universität in Bozen wäre eines der schwierigsten Probleme natürlich die Frage der Doppelsprachigkeit. Meines Erachtens wäre es nicht das Günstigste, die Vorlesungen der einzelnen Studienrichtungen und Studienabschnitte — wie bereits vorgeschlagen wurde — ausschließlich in der einen oder anderen Sprache zu halten, oder gar einen parallelen doppelsprachigen Universitätsbetrieb zu führen, wie es in Löwen der Fall ist, wo praktisch zwei getrennte Universitäten an einem Sitz zusammengeschlossen sind. Dadurch würde nämlich den Studenten die Möglichkeit geboten, einem zweisprachigen Studium zu entgegen; und zwar im ersten Fall durch das Ausweichen auf andere Universitäten einzelner Studienabschnitten, im zweiten Fall durch den ausschließlichen Besuch von Vorlesungen nur in einer Sprache. In Bozen sollte aber jeder gezwungen sein, Vorlesungen und Übungen in beiden Sprachen besuchen zu müssen, damit die italienischen Studenten perfekt deutsch lernen müssen und die Südtiroler Studenten gut Italienisch lernen und gleichzeitig jene Südtiroler Studenten, die im Ausland studieren, den Nachteil, daß ihre Italienisch-

fr. eccel

ING. FR. EGCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE
VORHÄNGE
U. MOBEL-
STOFFE
LAUFER
TEPPICH-
BÜDEN
M O B E L



Kenntnisse nicht vervollkommen werden und dabei bei Studienabschluss oft ziemlich mangelhaft sind; jene aber, die in Italien studieren, sprechen nach Beendigung ihrer Studien zwar perfekt italienisch, die Fertigkeit in der deutschen Schriftsprache wäre aber mechtel noch einer gewissen Vervollkommenung und eines letzten Schliffes bedürfen. Diese Nachteile könnten am besten dadurch ausgeglichen werden, daß alle Vorlesungen eines jeden Studienganges bzw. Institutes teils in der einen und teils in der anderen Sprache gehalten würden, so daß sie sich gegenseitig ergänzen.

Da dieses System an der Universität Freiburg in der Schweiz ausgezeichnet verwirklicht ist, möchte ich einige konkrete Beispiele davon anführen. Vorausgeschickt ist, daß von den 2935 dort immatrikulierten Hörern im Jahre 1961 - 1962 1046 deutscher, 569 französischer und 679 anderer Muttersprache sind. Von der Gesamtzahl sind 40% (ca. 930) Ausländer, die sich auf die verschiedenen Sprachgruppen verteilen.

Der Studienabschnitt aus Privat- und Handelsrecht der dortigen juristischen Fakultät ist in folgender Weise auf die zwei Sprachgruppen aufgeteilt:

Vorlesungen in deutscher Sprache:

- 1) Sachenrecht
- 2) Zivilrechtliche Übungen
- 3) Familienrecht
- 4) Erbrecht
- 5) Deutsches Handelsrecht

Vorlesungen in französischer Sprache:

- 1) Allgem. Teil des Obligationenrechtes
- 2) Eherecht
- 3) Schuldrechtliche Vorträge
- 4) Gesellschaftsrecht
- 5) Zivilrechtliche Übungen

Im strafrechtlichen Teil wird Strafrecht in deutscher und Strafprozeßrecht in französischer Sprache gelesen.

Ein weiteres Beispiel aus der philosophischen Fakultät, und zwar Pädagogik, soll das Bild vervollständigen:

Vorlesungen in deutscher Sprache:

- 1) Allgemeine Pädagogik
- 2) Kolloquium
- 3) Pädagogische Psychologie (Jugendalter)
- 4) Heilpädagogik (Typologie)
- 5) Psycho-diagnostische Praktika
- 6) Poliklinisches Praktikum
- 7) Kolloquium für Diplomanden und Doktoranden
- 8) Repetitorium für Examenkandidaten
- 9) Theorie und Praxis der Testmethoden
- 10) Theorie und Praxis des Rorschachtests
- 11) Allgemeine Psychopathologie
- 12) Einführung in die Psychopathologie

Vorlesungen in französischer Sprache

- 1) Allgemeine Pädagogik
- 2) Pädagogische Psychologie (Typische Verhaltensweisen des Kindes)
- 3) Charakterologie des Kindes und Jugendlichen
- 4) Seminar I
- 5) Seminar II
- 6) Diagnostische Übungen
- 7) Heilpädagogik
- 8) Allgemeine Psychopathologie
- 9) Übungen abwechselungsweise in deutscher und französischer Sprache

Im Ganzen gesehen ergibt die Statistik, daß von allen auf der Universität abgehaltenen Vorlesungen 50 Prozent in deutscher, 40 Prozent in französischer und 10 Prozent in anderen Sprachen gelesen werden; wobei die Einführungsvorlesungen grundsätzlich in beiden Sprachen gelesen werden. Natürlich gibt es darüber hinaus Vorbereitungslehrgänge für beide Sprachen, damit solche Studenten, die eine der beiden Sprachen noch nicht oder nicht genügend beherrschen, zuerst die betreffende Sprache erlernen können.

Ich glaube, daß eine solche Lösung für Bozen durchaus als Ideal bezeichnet werden könnte, da damit alle oben erwähnten Vorteile einer dopsprachigen Universität gegeben wären.

Die Verwaltung der Universität könnte ebenfalls in ähnlicher Weise wie in Freiburg verwickelt werden; und zwar indem sowohl der Rektor als auch die Dekane in einem Jahr aus der deutschsprachigen Professorenschaft und das darauffolgende Jahr aus der italienischsprachigen gewählt würden. Da sowohl der Rektor als auch die Dekane im darauffolgenden Jahr durch ihr Nachfolgerecht Prorektor bzw. Prodekan sind, wäre immer der Stellvertreter von der anderen Sprachgruppe. Wenn man dem Prorektor und den Prodekanen in bezug auf die Sprechstunden dieselben Vollmachten einräumte wie dem Rektor bzw. den Dekanen, könnten alle Studenten jederzeit bei Vorgesetzten ihrer Muttersprache vorsprechen. Im übrigen müßten natürlich beide Sprachen gleichzeitig als Amtssprachen gleichberechtigt nebeneinander stehen.

Der Anfang bei der Errichtung könnte am besten mit einem germanistischen und einem romanistischen Institut gemacht werden. Bei diesen beiden Fächern wäre das Problem der Sprache überhaupt nicht gegeben, da es wohl selbstverständlich ist, daß alle germanistischen Vorlesungen in deutscher und alle romanistischen Vorlesungen in italienischer Sprache gehalten werden müßten. Gerade für diese zwei Institute wäre Bozen sehr geeignet, da es sozusagen der Schnittpunkt der beiden

Sprachen und Kulturen ist. Deswegen würden sicher manche Studenten aus Österreich und Deutschland nach Bozen kommen, um dort ihre sogenannten „Audiardsemester“ zu absolvieren, da sie dadurch mit der italienischen Sprache und Kultur direkt in Berührung kämen, andererseits sich aber noch in einem deutschsprachigen Gebiet befinden. Ebenso würden auch italienische Studenten aus anderen Provinzen diese Möglichkeit ausnützen und diesbezüglich ihre Studien in Bozen abschließen, was in diesem Falle nicht unbedingt für Südtirol nur ein Nachteil sein müßte, da besonders auf akademischem Gebiet die internationale (bzw. die intervölkische) Begegnung wichtig ist.

Als weitere Studienrichtungen könnten neben Anglistik und vielleicht Slavistik, vor allem Philosophie, Psychologie, Geschichte und Geographie errichtet werden. Möglich müßte auch der Aufbau einer recht-, staats- und wirtschaftswissenschaftlichen - und vielleicht auch einer medizinischen Fakultät sein. In allen diesen Fächern wäre natürlich die oben angeführte Aufgliederung in beide Sprachen durchzuführen.

Welche Studienrichtungen darüberhinaus für Bozen noch in Frage kämen, müßte auf Grund der gegebenen Verhältnisse und der am Anfang zu machenden Erfahrungen noch genauer festgestellt werden.

Manche meinen in diesem Zusammenhang, es solle getrachtet werden, daß die für Florenz geplante, aber noch immer nicht errichtete Europauniversität in Bozen errichtet werden könnte. Ohne die Vorteile einer solchen Lösung schmälern zu wollen, muß man sich jedoch darüber klar sein, daß die geplante Europauniversität nur für Akademiker bestimmt ist, die ihre Studien bereits abgeschlossen haben, sich jedoch noch irgendwie weiterbilden wollen.

Demnach müßten die Statuten dieser Universität geändert bzw. erweitert werden, was wahrscheinlich nicht sehr einfach sein dürfte. Andere glauben, daß die Einrichtung von deutschsprachigen Kursen der Universität Padua in Trien als annehmbare Lösung betrachtet werden könnte. Meiner Meinung nach wäre dies keine befriedigende Lösung, da von Kurserlösen nur eine ganz beschränkte Zahl von Studenten erfaßt werden könnte, denn Kurse sind eben nie ein vollwertiger Universitätsbetrieb. Außerdem wären wir immer von Padua abhängig, was nicht unbedingt ein Vorteil sein müßte. Die Errichtung einer Zweigstelle der Universität Innsbruck wie ebenfalls manche vorschlagen, scheint mir nicht realistisch zu sein, da Italien einer solchen Lösung wohl nie zustimmen würde. (Forts. nächste Seite.)

Der Höhepunkt eines herrlichen Skitages am KRONPLATZ (2270 m) . . .

. . . der Abend im **Hotel Rose** BRUNECK
RESTAURANT ■ BAR ■ WEINSTUBE

Sonderarrangement für Mitglieder der SH

Es ist wohl einleuchtend, daß mit dem Problem der Errichtung einer Universität in Bozen - neben der Lösung der sprachlichen Schwierigkeiten - eine Menge weiterer Fragen auftauchen; und zwar vor allem wegen der gegebenen Möglichkeit des politischen Mißbrauchs. Es war nämlich erst in den sechziger Jahren, daß ein führender italienischer Politiker eine Universität Bozen als geeignetes Einbürgerungsmittel bezeichnet hat. Die Absicht bestimmter Kreise kommt darin klar zum Ausdruck.

Daraus ist in erster Linie wohl auch die ablehnende Haltung mancher Südtiroler Hochschüler und Akademiker zu erklären. Man muß zugeben, daß ein gewisses Maß an Vorsicht und Skepsis wirklich am Platze ist, denn die Möglichkeit eines Mißbrauchs besteht tatsächlich bis zu einem gewissen Punkt. Es ist nämlich Sache der verantwortlichen Politiker, Möglichkeiten und Wege zu finden, die eine annnehmbare Lösung ermöglichen könnten und gleichzeitig imstande wären, einen gewissen Schutz gegen den Mißbrauch zu bieten. Voraussetzung ist, daß die gegebenen Situationen und realen Möglichkeiten richtig eingeschätzt und rechtzeitig ausgewertet werden, damit nicht andere schneller sind als wir.

Sollte in absehbarer Zeit tatsächlich durch das sogenannte Paket ein neues Autonomiestatut verwirklicht werden kön-

nen, so würde sich sicher eine nicht ungünstige Ausgangsposition ergeben, um Italien zu den notwendigen Zugeständnissen zu bewegen. Ich glaube, eine gewisse Kompromißbereitschaft wäre sicher zu finden, da es manchen führenden italienischen Politikern und Persönlichkeiten immer noch ein gewisser Dorn im Auge ist, daß so viele Südtiroler in Österreich studieren. Es ist also wohl anzunehmen, daß sie deshalb viel eher der Errichtung einer wirklich zweisprachigen Universität zustimmen würden, da ihnen das vielleicht doch als „kleines Übel“ erscheinen könnte.

Als absolut notwendiges Zugeständnis wäre - neben der bereits erwähnten Gleichberechtigung beider Sprachen und der gemeinsamen und doppelsprachigen Verwaltung - die Ausnahmebestimmung zu betrachten, daß Professoren aus dem Ausland berufen werden könnten. Widrigensfalls wäre nämlich von vornherein jeder Versuch einer gerechten Lösung zum Scheitern verurteilt, da Südtirol vorläufig nur ganz wenige Kräfte selbst zur Verfügung stellen könnte.

Andererseits dürfen wir aber auch nicht zu engstirnig sein, und wegen gewisser, unvermeidlich damit verbundener Nachteile gleich das „Kind mit dem Bad ausschütten“. -- Dazu gehört vor allem, wie erwähnt, daß manche italienische Studenten aus anderen Provinzen zu Studien-

zwecken nach Bozen kämen, und natürlich auch italienische Professoren. Dadurch würde vielleicht die ohnehin große italienische Mehrheit Bozens noch etwas vergrößert. Ich glaube aber nicht, daß diese Gefahr überbewertet werden sollte, denn die ständig ansässigen Professoren wären erstens ihrer Zahl nach nur wenige, und zweitens könnte man auf Grund ihrer Bildung doch mehr Sachlichkeit und Toleranz erwarten. Die Studenten wären aber nur zu Studienzwecken in Bozen, weswegen man meines Erachtens nicht direkt von Zuwanderung sprechen könnte; außerdem würde dies durch die Studenten, die - wie ebenfalls erwähnt - sicher aus Österreich und Deutschland, und wohl auch aus der Schweiz kommen würden, irgendwie ausgeglichen.

Es geht also darum, daß man alles Für und Wider sachlich prüft und abwägt, und dann entscheidet. Wesentlich darf dabei nicht sein, daß keine Nachteile entstehen, sondern daß diese durch die Vorteile eindeutig aufgewogen und übertroffen werden. Natürlich hätte man trotzdem keine hundertprozentige Garantie dafür, daß es gut gehen würde, aber man könnte mit gutem Recht zuversichtlich sein und hoffen, daß nicht eine Situation wie in Löwen entstehen würde, sondern eine gutfunktionierende, zweisprachige Universität wie Freiburg in der Schweiz aufgebaut werden könnte.

Moderne Literatur

- H. BÖLL: Aufsätze, Kritiken, Reden.** 510 S. (Kiepenheuer) Ln. Lire 2660. Zeitkritische Schriften, in denen sich Böll aus verschiedenen Anlässen mit Menschen, Büchern, politischen und sozialen Vorgängen auseinandersetzt.
- B. BRECHT: Werkausgabe in 20 Bänden.** 8448 S. (Suhrkamp) Leinenkosch. Lire 17.280. Die Ausgabe präsentiert das Gesamtwerk Brechts neu und handlich zum Gebrauch. ■ **A. CAMUS: Der Fall.** Roman. 138 S. (Suhrkamp) Pp. Lire 1040. »Der Fall ist der monologische Lebensbericht eines Mannes unserer Zeit, eine Gewissenserforschung, in die sich der Leser mit ungewöhnlicher Spannung einbezogen fühlt.« (Die Gegenwart) ■ **F. DÜRRENMATT: Gesammelte Hörspiele.** 318 S. (Arche) Ln. Lire 2860. Der Band faßt erstmals alle bisher nur in Einzelausgaben erschienenen Hörspiele von F. Dürrenmatt zusammen. ■ **Erzählen heute.** 276 S. (Hanser) Ln. Lire 3200. Neun Geschichten unserer Zeit. Ausgewählt von Kritikern aus Amerika, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Holland, Italien, Schweden. ■ **Europa heute. Prosa und Poesie seit 1945.** 2 Bde., zusammen 2440 S. (Kindler) Lire 14.000. Hermann Kasfer stellt in dieser umfassenden Anthologie alle die Vertreter der europäischen Literatur vor, die er für bemerkenswert hält. ■ **M. FRISCH: Mein Name sei Gantenbein.** Roman. 352 S. (Suhrkamp) Ln. Lire 2160. »Mein Name sei Gantenbein ist mit Abstand Max Frischs gelungenste erzählerische Arbeit.« (G. Blöcker). ■ **Deutsches Theater der Gegenwart.** 2 Bde. Hrg. von K. Braun. Zusammen 1242 S. (Suhrkamp) Ln. in Schuber Lire 4500. Neunzehn Stücke von 19 deutschsprachigen Autoren - Ein Querschnitt des deutschen Dramas durch die letzten 20 Jahre. ■ **C. ZUCKMAYER: Als wär's ein Stück von mir.** Horen der Freundschaft. 388 S. (S. Fischer) Ln. Lire 4500. »Ein herrliches Buch! Es erhält und erhält der Nachwelt ein Stück Vergangenheit, das zuweilen schon verschollen wirkte.« (P. Bamm.)

Was Neues aus Padua?

Mengenweise. Kommt nun darauf an, wen man danach fragt. Nur uns Studenten sollte man im Oktober eine solche Frage besser nicht stellen.

Die Kinder des Boi (zu deutsch: des Odysseus) sind nämlich dreimal im Jahre zahlmer als ihr Vater. Einmal im Jänner, um das Jahr gut zu beginnen, dann im Juni und schließlich im Oktober. In diesen drei Monaten

muß der gefährliche Mörser, der ab und zu „Poicenta“ oder andere Nationalgerichte an die Fassaden des Caffè Padrocci befördert, oder in seiner stürzischen Eigenwilligkeit die Boie unserer armen Kollegen beschädigt.

Auch die Vietnam- oder Israel-Demonstrationen in PRO- oder CONTRA-Ausgaben unterbleiben. Nicht einmal gestreikt wird im Oktober. Weder für noch gegen die Hochschulreform. Weder von Professoren

noch von Studenten. Sonst unrige und beaßene Gesänge, sowie Spießbratenlaufen und Cavour-Späßbestigungen dürfen erst im November vereinzelte als tolerante Unsitten auftreten. Warum plötzlich so zornig und züchtig? Ist eigentlich nicht so schwer zu erraten. In dieser Zeit sollen wir (o Schreck!) unser Wissen zur Zeilkontrolle bringen und unseren wertigen Professoren diskret verraten, was wir außer den erwähnten praktischen Künsten aus 1000 Seiten dicken Handbüchern erlernt oder nicht verstanden haben.

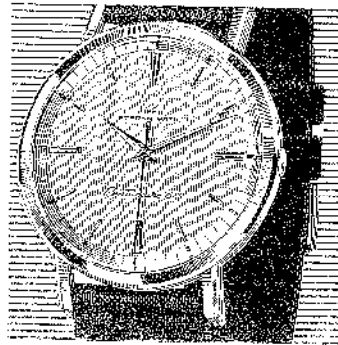
Nun möchte ich aber doch lieber schweigen, über diese allgemeine studentische Oktober-situation. An einem gewissen Punkt hört der Traisch auf,

und schließlich darf ich nicht alles verraten, was es im Padua hier Schönes und Neues gibt, sonst blüht noch eine Völkerverwanderung aus. Punkt. Was unsere SH-Gruppe betrifft, muß ich wohl oder übel zugeben, daß im Hinblick auf die Prüfungen, die zur Zeit unsere Mitglieder voll beschäftigen, und auf die starke Unregelmäßigkeit der Anwesenheit eine geplante Gruppenaktivität noch nicht zustande kam. Ich glaube aber, nicht gegen den Willen meiner Kollegen zu handeln, wenn ich beschlosser habe, den Beginn der Gruppenarbeit mit dem der Vorlesungen im November zusammenzufallen zu lassen. Was in der Gruppe in letzter Zeit sehr begrüßt wurde, war die Mitteilung, daß vom 17. bis 26. November eine Berlin-Reise ermöglicht wird. Den Organisatoren sei dafür bestens gedankt! Ebenso wurde freudig zur Kenntnis genommen, daß uns Prof. Dr. Hans Dietl einen Besuch für den 17. November zugesagt hat. Weiters wurden von verschiedenen Kolleginnen und Kollegen wertvolle Hinweise für die Programmgestaltung des künftigen Arbeitsjahres gegeben. Ich werde dies für ein Zeichen des guten Willens zu erfolgreicher Zusammenarbeit.

ETERNA:MATIC

Centenaire

**PORNBACHER
BOZEN**



Aktuelles aus Graz

In Studentenzirkeln wird sehr viel über die Kürzung des Hochschulbudgets diskutiert. Im Hauptausschuß ist man sich noch nicht einig, ob gestreikt werden soll oder nicht. Die neue Studienordnung ist in Kraft getreten. Die Inschriftion wurde wesentlich vereinfacht. Im vorigen Studienjahr hat die Gruppe Graz vom Lande Steiermark einen Fernseher bekommen. Die Bude ist ausgebaut und vergrößert und dadurch gemütlicher geworden. Die Kameradschaft und der Kontakt unter den Studenten sind gut. Auf der Bude herrscht reger Betrieb.

Im Sommer-Semester haben drei Kollegen abgeschlossen, und in diesem Herbst kamen zehn neue hinzu.

Hochschulgruppe Wien

Das große Ereignis dieses Herbstes ist die neu eingerichtete Bude, gut gelungen, geschmackvoll und technisch weitgehend gelöst. Der akute Raummangel unbärgbar war, hatten wir beschlossen, durch Abtragen der Zwischenwände aus drei winzigen einen normalen Raum zu bekommen. Die Möbel sind aus Lärchenholz, die Schränke alle eingebaut, wodurch viel Platz eingespart werden konnte. In die Blickwand ist ein Fernseh eingeschoben, den Boden bedeckt ein eleganter Spannteppich, er wird von unseren Mädchen sorgsam gepflegt. Die Vorhänge, mit Thronwaagen garniert, stammen aus einer Brunocker Weberlei. Auf der Adressliste stehen bis jetzt 158 SH-Mitglieder in Wien, es dürften aber noch einige dazukommen.

Buchbesprechung

von Günter Posch, Innsbruck

Helfried Pfeifer, *Volk, Staat und Nation*, (Graz 1967), Aula-Verlag, 68 S., DM 3,40, Str. 3,65.

Solange die Worte „Volk“, „Staat“ und „Nation“ gebraucht werden, wird es kein sinnloses Unternehmen sein, darüber nachzudenken, in welchem Sinn diese Worte gebraucht und verstanden werden, zumal diese Worte im Lauf der Geschichte oftmals dazu herhalten mußten, um Ubelitäten jeglicher Art zu rechtfertigen. In einer Broschüre von 27 Seiten wird hier eine Rede von Univ.-Prof. Dr. Pfeifer wiedergegeben, die sich mit „Volk“, „Staat“ und „Nation“ beschäftigt.

In einer kritischen Stellungnahme zu dieser Schrift muß folgendes gesagt werden: Es dürfte klar sein, daß für den einzelnen das Volk eine größere Bedeutung hat als die Menschheit im ganzen, denn es gibt keine Menschheitsprache und keine Einheitskultur der Menschen. Alle Sprachen, Sitten, Geistesrichtungen und Kulturen sind aus bestimmten Völkern hervorgegangen, die gemeinsame Merkmale aufweisen, natürlich nicht ohne das Miteinander und Gegeneinander zu anderen Kulturen und anderen Völkern. Daß auch in einem zukünftigen vereinten Europa der Wert der einzelnen Völker erhalten bleiben soll, wird bald jemand einleuchten, da ein Europa-Esperanto und eine Einheitskultur nicht unbedingt sehr geistvoll und abwechslungsreich sein dürften. Es wird daher für alle Zukunft eine gerechtfertigte Aufgabe sein, die eigene Sprache und Geistesleistung nicht in ein einfürmiges Gewand zu zwingen, denn es ist doch gerade die farbige Vielfalt, die erfreulich und belebend wirkt. Das

Hauptanliegen der vorliegenden Schrift scheint nun darin zu bestehen, den Österreichern einzuschärfen, daß sie zur Deutschen Nation gehören. Daß dabei ein tieferes Anliegen als nur ein Streit um Worte (was bedeutet das Wort „Nation“?) sichtbar wird, versteht sich von selbst. Wir sind jedoch — im Gegensatz zu Prof. Pfeifer — der Meinung, daß sich darüber viel besser reden läßt, wenn man die Zukunft im Blick hat. Wenn es auf Seite 14 heißt: „Merkmale des eigenständigen Volkes sind: Gleichheit oder wenigstens Artverwandtschaft des Blutes; jedenfalls eine bestimmte Blutmischung, die für ein Volk kennzeichnend ist...“, so scheint uns der Ausdruck „Blutmischung“ eher in eine mittelalterliche Alchemie zu passen als in einen wissenschaftlichen Vortrag aus dem Jahre 1967. Wir sind mit dieser Sprache nicht einverstanden und glauben nicht, daß mit „Blutmischungen“ Klarheit zu gewinnen ist über die lebenswichtigen Fragen von Volk und Staat. Es ist eine echte Frage, ob Österreich durch übertriebenes Österreichertum in eine geistige Einsiedlerklause gerät, es ist aber keine echte Frage, welcher Art die Blutmischungen seien, aus denen sich die Österreicher zusammensetzen. Viel eher läßt sich darüber reden, ob sich die Österreicher nicht deshalb mehr besinnen müßten, daß sie zur Deutschen Kulturnation gehören, weil zukünftig die Kulturnation eine größere Bedeutung haben wird als die Staatsnation (was wir zumindest hoffen wollen).

Der Leser möge sich durch diese scharfe Kritik jedoch nicht davon abhalten lassen, die Broschüre selber durchzulesen. Sie wird ihn dazu zwingen, die eigenen Vorstellungen von Volk, Staat und Nation klarer zu fassen, denn um zu einem richtigen Ergebnis zu kommen, brauchen wir klare Begriffe.

Leserbriefe

Von Dozent Richard Wisser,
Mainz

Dozent Dr. Richard Wisser ist bekannt durch zahlreiche Veröffentlichungen. In letzter Zeit sind folgende Sammelwerke von Wisser herausgegeben worden:

Karl Holzner, Die Verantwortung des Menschen für sich und seinesgleichen. Gütersloh 1966 (enthält u. a. zwei Aufsätze die im Skolasten 1966/67 erschienen sind.)

Dietrich Stolte und Richard Wisser, Integrität, Geistige Wandlung und menschliche Wirklichkeit. Tübingen 1966.

R. Wisser, Verantwortung im Wandel der Zeit, Einführung in geistige Wandlung: Jaspers, Eber, O. F. v. Weissäcker, Guardian, Meisinger, Mainz 1967.

A. Wisser, Politik als Gedanke und Tat. Stolte, Wisser, Volk und viele andere, Mainz 1967.

Sehr geehrter, lieber Herr Zelger, besten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 14. 11. und die beiden Hefte des „skolasten“. Ich habe inzwischen beide gelesen und manches überregional Interessante darin gefunden. Vermutlich sind gerade die Beiträge, die dem Außenstehenden ins Auge stechen, diejenigen, die von denen, die Sie heimischen Probleme besprochen haben möchten, weniger honoriert werden. Ich entnehme dies auch Ihrer Umfrage-Mitteilung (H. 9/10, 2 f.).

Es ist nicht so, daß die Artikel, die sich mit Südtiroler politischen, kulturellen und soziologischen drückenden Sorgen beschäftigen, einen mitfühlenden und mitdenkenden Leser weniger beschäftigen könnten. Aber leider sind uns hier doch manche Voraussetzungen nicht präsent, so daß es bei bloßer, wenn auch sympathisierender Kenntnisnahme bleibt. Dies trifft selbst auf Ihr Interview mit dem Abg. Dieltl zu, während die Untersuchung über Rundfunk und Fernsehen in Südtirol durch den dokumentarischen Charakter wieder direkt interessiert.

Ich sage dies nicht als Kritik, denn es handelt sich ja beim „Lahrenden skolast“ um ein Informationsorgan. Ich sage es, um hervorzuheben, daß die Zeitschrift darüber hinaus Beiträge enthält, die nicht nur als Ausdruck einer Haltung und Existenzlage gelesen werden können, sondern als Impulse vom offenen Horizont her zur Horizontweiterung. Hier haben die Interviews mit Otto von Habsburg, aber auch mit Pastor Striewski — so unterschiedlich sie sein mögen — eine beachtliche Intention und Funktion.

Als drittes interessiert mich persönlich Ihre theologische Bestimmung, die von den heute verbreiteten Redensarten ausgehend, anhand von Karl Rahner wieder den Sinn für das Unbegreifbare im Gesagten zu wecken sucht. Übrigens berührt sich Rahner in dem von Ihnen am Schluß beigebrachten Zitat — ich weiß nicht, ob er sich dessen bewußt ist — mit dem großen Nikolaus von Kues, der unsere Gegend so eng mit Ihrer Heimat verbunden hat. Schmissig finde ich Günter Poschs Überlegung „Was ist eine Nation?“, meinen Neigungen entsprechend die wissenschaftlichen Dinge über O. von Wolkenstein (ist die Verfasserin mit Ihnen verwandt?) und den von Ihnen vorgestellten Künstler Robert Scherer. Bei letzterem hätte ich es allerdings begrüßt, wenn die Bilder durch Angaben über die Entstehungsjahre dem Beobachter die Möglichkeit geboten hätten, sich ein eigenes Bild von der Entwicklung des Künstlers zu machen. Solche kleinen Hinweise sind oft nützlich. Sie wären es beispielsweise auch bei dem Autor des Aufsatzes „Sind alle Menschen gleich erschaffen?“ Ich kann mir nicht vorstellen, daß jeder Leser weiß, wer Theodosius Dobzhansky ist. Ich selbst weiß es nur aus dem Zufall, daß mein Freund Prof. Hofmar v. Dikunth die Zeitschrift „n:m“ (Naturwissenschaft und Medizin) herausgibt, aus der dieser Beitrag übernommen ist. Übrigens: Warum Sie die zu-

ten Fotos von Ingborg Jennewein drucken, ist mir klar. Warum die Halme gebracht wurden, obwohl die Fotografin „vor allem den Menschen sehen“ möchte, wurde mir erst klar, als ich das dritte Gedicht-Wort von Fritz Oser las. Vielleicht hätte es durch einen kleinen Kniff im Umbau die Beziehung auch für den Hervortreten lassen, der weniger aufmerksam den „skolast“ liest.

Ich bin auf die beiden Hefte deshalb ein wenig eingegangen, weil ich Ihre und Ihrer Freunde Arbeit zu schätzen weiß und durch diese freundlich gemehrte Beschäftigung meinen Dank sagen wollte.

Von Dr. Günter Zwanzig,
Mainz

Seit Anfang dieses Jahres habe ich Ihre Zeitschrift „der lahrende skolast“ erhalten und möchte mich auf diesem Wege für die Zusendung herzlichst bedanken. Nachdem Sie — so weit ich unterrichtet bin — schon seit längerem die akademische Zeitschrift DIE SCHWARZBURG erhalten, will ich mich bemühen, daß Ihnen auch die Mitteilungen des Deutschen Wissenschaftler Verbandes regelmäßig zugesandt werden. Sollten sodann noch Zahlungen meinerseits erforderlich sein, bitte ich um entsprechende Mitteilung. Ich werde die Zeitschrift wenn ich sie selbst gelesen habe, an den Schriftleiter der SCHWARZBURG und der DWV-Mitteilungen weiterleiten.

Vor allem möchte ich Sie aber zu Ihrem Mut beglückwünschen, dem SKOLASTEN nicht nur eine neue äußere Form zu geben, sondern auch inhaltlich neue Wege zu beschreiten. Ich habe gerade in letzter Zeit viele studentische Zeitschriften durchgelesen und darf ohne Einschränkung sagen, daß der SKOLAST ein beachtliches Niveau aufweist. Es sind in ihm so viele aktuelle Fragen angeschnitten, daß es eine Freude bereitet, auf so godrängtem Platz so viele geistige Anregungen zu empfangen. Der Geist, der aus allem hervorleuchtet, läßt die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß die Südtiroler Hochschülerschaft aufgebrochen ist, um auch ihre schöpferischen Beitrag für die Gestaltung unserer Zeit zu leisten.

Zieht man in Betracht, daß die Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland sich heute weitgehend im Nicht-Engagieren gefüllt und die wenigen aktiven Kräfte durch eine oft zu starke Linkstendenz, die an sich berechtigten Anliegen zu verzerrten drohen, so kann man nur hoffen und wünschen, daß Ihr Idealismus recht eingeschätzt und durch Taten würdigt wird.

Es ist ein Vorrecht der Studenten, an die sie bewegenden Fragen mit aller Konsequenz heranzugehen. Überall dort, wo Opportunismus, Konformismus und Resignation noch nicht die klaren Konturen verwischt haben, sollten sich die Älteren freuen, wenn die Studentenschaft neue Impulse gibt und sie sollten ihr mit ihrer Lebenserfahrung helfen. Man kann heute nicht das Wartburg-Fest der Urburschenschaft feiern und gleichzeitig den Studenten verwehren, genau so wie damals die heutigen politischen Tabus aufzugreifen.

Bitte gestatten Sie mir, daß ich abschließend noch Ihre Aufmerksamkeit auf Seite 48—49/1967 der SCHWARZBURG, die beigelegten Sitzungen der SUDMARK und das Programm der diesjährigen Wanderung richte. Es ist ein Versuch, eine harmonische Verbindung mit der Tradition zu schaffen und dabei dennoch neue Wege zu gehen. Christentum und Engagement in der Welt, Heimatliebe und Aufbau Europas sind keine eigentlichen Gegensätze. Sie sind ein natürliches Spannungsfeld, in dem Persönlichkeit und Wirken eines jeden einzelnen reifen muß.

Es würde mich deshalb sehr freuen, wenn sich auch in diesem Jahre Mitglieder der Südtiroler Hochschülerschaft beaufinden würden, mit den Wandernern zu diskutieren, aber auch fröhlich zu sein. Und ich würde mich besonders glücklich schätzen, wenn dabei neue Freundschaften geschlossen werden könnten.

IHR KOFFERFACHGESCHAFT

WUNDERLICH
EXQUISIT
LAUBEN 44 BOZEN

Lauben 25

„Die Brücke“ müssen Sie lesen!

Es ist eine freie, unabhängige Monatszeitschrift für Kultur und Zeitgeschehen und — die Neuheit unseres Landes.

Herausgeber: Alexander Langer, Josef Schmid, Siegfried Stufier.
Anschrift der Redaktion: Die Brücke, Bozen, Postfach 166

Einzelnummer L. 200. — Jahresabonnement L. 1800.

Mk 1, 16-20

von Wilhelm Egger, Rom

Statistik der Südtiroler Hochschülerschaft 1966/67

Aus Raumgründen wird in dieser Skolast.-Ausgabe nur eine Tabelle der Statistik veröffentlicht. Die weiteren folgen in der nächsten Nummer.

Zergliederung nach Fakultäten und Fachgruppen

Fakultät/Fachgruppe	Anzahl	Prozent	Prozent	Prozent
THEOLOGIE	45		4,22	
PHILOSOPHIE und PHILOLOGIE	258		24,18	100,00
Philosophie	22		8,53	
Altphilologie	31		12,01	
Neuphilologie - Geschichte	35		13,57	
Neuphilologie - Germanistik	69		26,71	
Neuphilologie - Fremdsprachen	44		17,05	
Dolmetscher	10		3,88	
Pädagogik	11		4,26	
Psychologie	13		5,02	
Leibeserziehung	8		3,10	
Schulassistent	9		3,49	
Zeitungswissenschaften	1		0,39	
Theaterwissenschaften	3		1,16	
Kunstgeschichte	2		0,78	
RECHTSWISSENSCHAFTEN	117		10,97	
STAATSWISSENSCHAFTEN	16		1,50	
MEDIZIN	117		10,97	
VETERINÄRMEDIZIN	8		0,75	
PHARMAZIE	8		0,75	
NATURWISSENSCHAFTEN	103		9,65	100,00
Naturwissenschaften	10		9,70	
Biologie	15		14,56	
Chemie	25		24,30	
Geologie	6		5,82	
Mathematik und Physik	46		44,65	
Zoologie	1		0,97	
LAND- und FORSTWIRTSCHAFT	45		4,22	100,00
Landwirtschaft	27		60,00	
Forstwirtschaft	8		17,78	
Gärungstechnik	5		11,11	
Kulturtechnik	5		11,11	
TECHNIK	160		14,99	100,00
Elektrotechnik	25		15,62	
Nachrichtentechnik	3		1,87	
Maschinenbau	33		20,62	
Wirtschaftsingenieurwesen	2		1,25	
Bauingenieurwesen	44		27,50	
Architektur	49		30,62	
Montanistik	4		2,50	
WIRTSCHAFTS- und- SOZIALWISSENSCHAFTEN	155		14,52	100,00
Handelwissenschaften	144		73,55	
Sozialwissenschaften	11		7,19	
Volkswirtschaften	21		13,55	
Wirtschaftswissenschaften	9		5,83	
KUNSTAKADEMIEN	35		3,28	100,00
Architektur	6		17,14	
Bildhauerei	6		17,14	
Malerei und Graphik	15		42,86	
Musik und Gesang	8		22,86	
INSGESAMT	1067		100,00	

Im Bericht über die Berufung der ersten Jünger würden wir genauere Angaben erwarten, nicht nur deren Namen und ihr Handwerk. So schnell kann es doch auch nicht gegangen sein: man folgt doch nicht blindlings einem Mann, der am Rande des Sees vorbeigeht. Wann haben diese Fischer etwa das erste Mal von Jesus gehört? Wir möchten auch über ihr erstes Zusammenreffen mit Jesus Genaueres wissen; auch über den psychologischen Vorgang in einer solchen Berufung.

Wenn wir den Text auf uns wirken lassen, so merken wir, daß es dem Evangelisten gar nicht darauf ankommt. Der Evangelist will eine typische Geschichte präsentieren: da ist nur das Wesentliche berichtet: der Ruf Jesu und die Antwort dieser Menschen. Und gerade so ein Text läßt uns aufhorchen. Ein Bericht mit allen Details wäre interessant, aber vielleicht würde uns ein solcher Bericht vorkommen wie eine Erzählung aus lange vergangener Zeit, die uns nicht berührt. Dadurch, daß der Bericht in dieser Kürze abgefaßt ist, merken wir erst richtig, wie unbedingt dieser Ruf ist; daß er ein Ruf zum Wesentlichen ist; zu vollkommener personaler Bindung. Und die Antwort der Fischer erscheint uns als Ausdruck des gehorsamen Glaubens schließlich. Und so sagt uns dieser Bericht gerade durch seine Kürze Wesentliches von Gott, der ruft, und vom Menschen, der sich anvertraut. Und wir merken: dieser Ruf ist nicht an vier Fischer in ihrer konkreten Lage gerichtet, sondern ist absolut: er erglänzt an alle. Und so fordert uns gerade ein Text dieser Art heraus. Er ist wirklich ein Appell, jenen Ruf, der auch an uns ergangen ist, zu überdenken und unsere Antwort nun zu geben.

Daneben finden wir in diesem Bericht noch eine zweite Art, in der der Evangelist uns hilft, unsere Haltung gegenüber Christus zu vertiefen. Das geschieht dadurch, daß er in diesem Bericht Wörter gebraucht, die durch ihre Verwendung an anderen Stellen des Evangeliums eine Sinnfülle haben, die wir auf den ersten Blick noch nicht errassen. Wir überprüfen nur das Wort Nachfolger. In diesem Bericht bedeutet es unmittelbar: als Schüler einem Wandellehrer nachzufolgen. Doch Nachfolger kann auch die völlige Selbstaufgabe bedeuten, es kann dasselbe sagen wie Kreuztragen (Mk 8, 34), es kann Verzicht auf den Reichtum bedeuten (10, 21). In 10, 52 heißt es vom geheilten Bartimäus: er folgte ihm — er folgt Jesus, der auf dem Weg ist nach Jerusalem; dessen „UWeg“ zu Gefähr und Leiden die Jünger einfach nicht verstehen können — dieser Gehelbe folgt: er glaubt an den leidenden Messias, ist bereit, den gleichen „Weg“ zu gehen. So bedeutet nun Nachfolger: Glauben, Ja zum Ruf Jesu, Hingabe an seine Person. Für den Evangelisten ist es eine Kurzformel für „Christsein“.

So ist dieser unbedingte Ruf, der im Bericht von der Berufung der Jünger an uns gerichtet ist, ein Ruf zum „Hinter-Jesus-Hergehen“, zu vertiefter Christenhaltung, zur „Nachfolge“.

Schüler und Studenten

haben besonders günstige Bedingungen beim Kauf von Sicht- und Sonnenbrillen bei



RECLAM

100 Jahre Universal-Bibliothek

Reclams Schauspielführer

von Otto C. A. zur Nedden und Karl H. Ruppel. 1199 Seiten und 32 Bildtafeln. Leinen DM 14,80

Reclams Romanführer

Band I: Deutsche Romane und Novellen von Grimmelshausen bis Thomas Mann. 707 Seiten. Leinen DM 18,80

Band II: Deutsche Romane der Gegenwart. 706 Seiten. Leinen DM 18,80

Band III: Englische, nordamerikanische, niederländische und nordeuropäische Romane. 726 Seiten. Leinen DM 18,80

Reclams Etymologisches Wörterbuch

der deutschen Sprache. Von Lutz Mackensen. 432 Seiten. Leinen DM 14,80

Geschichte der deutschen Literatur

Band II: Vom Barock bis zur Klassik. Von Werner Kohlschmidt. 955 Seiten und 113 Abbildungen. Leinen DM 24,80

Klassiker des Feuilletons

Auswahl und Nachwort von Hans Bender. 248 Seiten. Leinen DM 7,80

Albrecht Weber Weltgeschichte

1385 Seiten mit 30 Zeichnungen, 54 Karten und 64 Bildtafeln. Ln. DM 32,80

Reclams Kunstführer Italien

Band II: Oberitalien Ost. Bearbeitet von Erich Egg, Erich Hubala, Peter Tjgler, Wladimir Timofjewitsch und Manfred Wundram. 1223 Seiten. 64 Bildtafeln, 81 Zeichnungen und 2 Übersichtspläne. Leinen DM 32,80

RECLAM

100 Jahre Universal-Bibliothek



Sanitätshaus

Ladurner

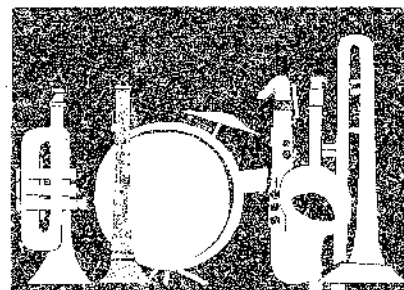
Meran

Freiheitsstraße 140/a
Telefon (0473) 24 4 22

Ärztlemöbel

Medizinische Apparate
und Instrumente,
Sanitätsartikel,
Laboratoriumsgeräte,
Übernahme bzw. Vermittlung von
Einrichtungen aus zweiter Hand
Okkasionen
Zahlungserleichterungen

Bei uns finden Sie
alle Musikinstrumente
zu günstigen Preisen



M. PLASCHKE Bozen, Bindergasse 20, Tel. 27 274